This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Platzhoff-Lejeune. Religion gegen Theologie und Kirche. 1905

1312
54

HD WIDENER
HU T5IN

C1312.54

HARVARD COLLEGE LIBRARY

FROM THE
George Schünemann Jackson
FUND
FOR THE PURCHASE OF BOOKS ON
SOCIAL WELFARE & MORAL PHILOSOPHY

GIVEN IN HONOR OF HIS PARENTS, THEIR SIMPLICITY
SINCERITY AND FEARLESSNESS

Religion gegen Theologie und Kirche

Notruf eines Weltkindes

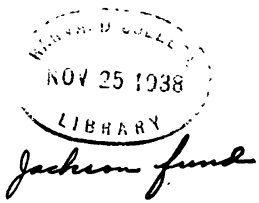
von

Eduard Platzhoff-Lejeune

Cand. theol. Dr. phil. Privatdozent in Genf

Verlag von Alfred Töpelmann
(vormals J. Ricker) Giessen 1905

C 1312.54
v.



Alle Rechte, besonders das der Übersetzung vorbehalten.

Inhalt:

Vorwort . . . . . S. 5
Einleitung . . . . . S. 13
Bibel und Jesus . . . . . S. 16
Das Dogma . . . . . S. 33
Kirche und Kultus . . . . . S. 55
Schluss . . . . . S. 77

„HANS FABER“

(Pfarrer Alfred Zimmermann in Pfungen, Kanton Zürich)

dem Verfasser von

„Das Christentum der Zukunft“

in dankbarer Zustimmung gewidmet.

Vorwort.

Es ist ein eigenes Ding um die alten Theologen. Andere wechseln während oder nach ihren Hochschulstudien den Beruf, wie man Handschuhe wechselt: der Jurist wird Literat, der Nationalökonom Mediziner, der Chemiker Philolog. Aber der Theologe, der den Talar auszieht, gehorcht meist nicht praktischen und Geschmacksmotiven, sondern er hört auf die Stimme des Gewissens. Und so heftig auch sein Widerwille gegen das aufgegebene Studium, so selig das Gefühl endlicher Befreiung aus dem drückenden Joch sein mag — er kommt unfehlbar früh oder spät zu dem gesprengten Käfig zurück und betastet sinnend die Stäbe. Er hat das Bedürfnis, sich und andern über seine Stellung zu dem religiösen Problem Rechenschaft zu geben und er kann sich nicht versagen, der Wissenschaft unter der er so viel gelitten hat, einen kleinen, boshaften Seitenhieb zu versetzen. Die Theologie, oder vielmehr die Religionsphilosophie, ist und bleibt eben doch die Königin der Wissenschaften und übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft selbst auf diejenigen, ja gerade auf diejenigen aus, die das Tischtuch mit ihr zerschnitten haben. Selbst in dem neuen Arbeitsgebiet der Extheologen, in dem sie sich in den meisten Fällen äußerst glücklich fühlen, haftet ihnen etwas von ihrer alten Art an: sie verwenden Methoden und Prinzipien, sie zeigen Interessen besonderer Art, die sie dem Eingeweihten leicht nach ihrer

Herkunft kenntlich machen. Sind es nicht direkt religiöse, so doch ethische Probleme, die sie nicht loslassen und zu denen sie mit einer leidenschaftlichen Vorliebe stets zurückkehren. Im allgemeinen darf man sagen, daß sie ihrer wissenschaftlichen Heimat Ehre machen und bei ihren neuen Berufsgenossen um ihres Ernstes und ihrer Aufrichtigkeit willen gerne gesehen sind.

Auch der Schreiber dieses Büchleins ist nach einer längeren Periode religiöser Gleichgültigkeit, die dem Austritt aus der Theologenzunft fast normalerweise zu folgen pflegt, mit Gewalt wieder auf die Probleme zurückgeworfen worden, die ihn vor zwölf und mehr Jahren umtrieben. Sein Plan, ein „Buch gegen die moderne Theologie" zu schreiben, ist schon neun Jahre alt, findet aber im folgenden eine ganz andere Verwirklichung, als er sie träumte. Gewiß ließe sich ein solches Buch schreiben, das mit deutschem Fleiß „die neuesten Erscheinungen" lückenlos berücksichtigte, von gelehrten Anmerkungen oder Verweisen strotzte und mindestens 500 Seiten hätte. Aber Zweck hätte es keinen. Unsere Dogmatiker können das viel besser, wenn sie nur wollen, und sie tun es auch gelegentlich unter weniger verfänglichen Titeln als der obige. Was uns jedoch, wie mir scheint, fehlt, ist eine ganz populäre Schrift für unsere religiös interessierten, meist unkirchlichen Gebildeten, die in Andeutungen die Probleme stellt und ihre Lösung skizziert. Es kam mir darauf an, ihnen kurz das wissenschaftliche Ergebnis der Forschungen zusammenzufassen und daraus einige Schlüsse zu ziehen. Es kam mir noch mehr darauf an zu erfahren, ob es Theologen und Laien gibt, denen meine Zweifel und Proteste sympathisch sind, denen ich aus dem Herzen sprechen durfte. Finde ich ihrer ein Dutzend, so ist dies Büchlein nicht umsonst geschrieben.

Daß Religion nicht Theologie ist, hat man den Leuten jetzt oft genug gesagt. Aber ich möchte zeigen, daß man

theologisch und kirchlich ganz radikal sein und religiös doch tief und warm empfinden kann. Meine Gegner stehen in zwei Lagern. Einmal die sogenannten „Freidenker", welchen ich mich anzuschließen entschieden vor hatte, bei denen ich es aber nur acht Tage aushielt. Diese fortgeschrittenen Herren haben einen beneidenswerten Verstandeshochmut und denken über die Zukunft der Wissenschaft und Religion bezw. das Verhältnis und die Kulturbedeutung beider so kindlich wie Haeckel oder die ersten Darwinisten vor ein paar Jahrzehnten. Das religiöse Bedürfnis ist für sie in seinem Abhängigkeitsempfinden und seinem kindlichen Vertrauen auf eine höhere, unser armseliges Menschendasein liebende und fördernde Macht etwas Minderwertiges, ja eine Beleidigung ihrer hohen Würde und eine Schmach des entwickelten zwanzigsten Jahrhunderts. Ihr Spott auf Theologie und Kirche ist allzu billig, und es kann ihnen unter Umständen passieren, daß man sie wie Haeckel groben wissenschaftlichen Leichtsinns zeiht, der einem so berühmten Forscher recht übel ansteht. Freilich sollte man ihnen nicht mit gleicher Münze heimzahlen und sie durch schadenfrohe Hinweise auf eine falsch zitierte Bibelstelle lächerlich zu machen glauben. Eine religiöse Zeitschrift hat sich aus der Zusammenstellung dieser falschen Zitate eine Spezialität gemacht, als ob jeder beliebige Mensch anstandshalber die Bibel richtiger zitieren müsse als Plato oder Schiller, die er leider auch falsch anführt.

Über Religion läßt sich mit den „Freidenkern" einfach nicht reden, da sie immer noch nicht gelernt haben, sie von Wissenschaft, Theologie und Kirche als etwas ganz Andersartiges zu scheiden, und da sie der wirklich etwas einfältigen Meinung sind, der wahre Fortschritt beruhe in der Negation alles Bestehenden und die Wissenschaft werde als Ersatz für die Religion alle Rätsel lösen. Der Sache dieser Leute, die nur zu spotten wissen, ohne vom Wesen der Religion, ihrem Organ und ihren Funktionen auch nur

eine Ahnung zu haben, möchten diese Zeilen nicht dienen, und ich habe mich bei ihnen beinahe noch unbehaglicher gefühlt als in unseren alten Kirchen. Sie haben überdies gegen frühere Theologen ein begründetes Mißtrauen, und wenn man ihnen erklärt, die Religion sei trotz Dogma und Kirchengeschichte das edelste Gefühl und die gewaltigste Kraft des Menschengeistes, so werden sie unversöhnlich böse.

Mein anderer Feind ist der traditionelle Verfechter des Dogmas uud der Verteidiger der Kirche. Gewiß, wer ein wenig Theologie getrieben hat, weiß ganz gut, daß das religiöse Gefühl zur verstandesmäßigen Ausprägung im Dogma drängt. Aber das ist eben seine Gefahr, weil es sich darin versteinert. Paßt sich das Dogma nicht den Wandlungen des Gefühls und des Kulturniveaus an und folgt es nicht ihrer stetigen Entwicklung in bestimmtem Abstande, so wird die Entfernung zwischen beiden so groß, daß das Gefühl nach einem neuen Dogma suchen muß. Es ist meine feste Überzeugung, daß mit der heute noch auf den theologischen Fakultäten gelehrten Dogmatik trotz aller Umdeutungen und Zusätze gar nichts mehr anzufangen ist und daß sie gezwungen sein wird, nicht nur die Trinität und die Engellehre, die wörtliche Inspiration und die Jungfrauengeburt, sondern und vor allem auch die Erlösungslehre und die Gottheit Christi völlig, selbst bis zum Verzicht auf die Worte preiszugeben. Eine Zeitlang kann die Religion ganz gut ohne Dogma leben, und sie wird gut tun, das baufällige Haus schleunigst zu verlassen, dessen jeden Augenblick zu erwartender Einsturz sie sonst unter ihren Trümmern begräbt. Kommt es wirklich mit der Zeit zu einer neuen Dogmenbildung — Ansätze dazu sind ja längst vorhanden — so mache man diese wissenschaftliche Ausprägung des religiösen Inhalts so elastisch, daß dieser sie nicht von neuem zu sprengen braucht. Heute steht es so, daß eine große Zahl frommer Menschen aus Religion Theo-

logie und Kirche den Krieg erklären muß, weil sie eingesehen hat, daß jedes neue Paktieren mit diesen zwei altersschwachen Mächten aussichtslos geworden ist und sie nur in neue Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien verwickeln müßte. Zu lange hat man es mit dem Biegen versucht, als daß nicht das Brechen an der Zeit wäre.

Vielleicht wird der Katholizismus bei der Lektüre dieser Schrift auf die Gefährlichkeit des protestantischen Prinzips hinweisen, dessen letzte Konsequenz man hier vor sich habe. Das ist ganz richtig, und warum haben wir nicht den Mut, es anzuerkennen? Das protestantische Prinzip kennt keine Grenze und keinen Halt, wie schon sein allzu negativer Name anzeigt. Weder die Bibel, noch die Person Christi, noch sonst eine Autorität kann es aufhalten. Von dem Augenblick an, wo der Glaube an die buchstäbliche Inspiration der Schrift aufgegeben ist — das haben die „Positiven" richtig erkannt — läßt sich der denkende Christ nicht mehr zurückhalten; er unterscheidet sich nur durch ein Mehr oder Weniger in seiner Negation von den anderen, die den Inspirationsglauben halb aufgegeben haben. Das Gewissen allein ist Autorität, aber da jedes Gewissen anders urteilt, läßt sich auch kein Grenzpfahl aufstellen, den ein frommer Mensch nicht überschreiten darf.

Ob man mich noch als Christen gelten läßt, ist mir natürlich einerlei. Da auf diesen Blättern versucht wurde, das Christentum als eine „natürliche" Kulturerscheinung darzustellen, die sich wie jede andere große Religion allein durch ihre sittliche Kraft durchgesetzt hat und wie jede andere Religion verschwinden wird, wenn eine bessere kommt, wird man mir den Namen streitig machen. Aber religiös sind doch alle die veranlagt, die an die Liebe Gottes und an ihre eigene Erbärmlichkeit, an das Gute im Nächsten und an die heilige Bruderpflicht ihm gegenüber unerschütterlich glauben, auch wenn sie der Meinung sind, daß Jesus Christus ein einfacher, sündiger Mensch war,

nicht mehr und nicht weniger zum Gottessohn berufen als jeder unter uns, über seine Mission und seine Wiederkunft in gründlicher Täuschung befangen, aber doch unendlich groß und mächtig in der Weltgeschichte durch seine Persönlichkeit.

Die Theologie bietet ja in letzter Zeit den Gebildeten sehr viel an Biographien, schönen historischen Darstellungen, billigen Ausgaben, Vorträgen und Diskussionen. Sie benutzen es dankbar, und zweifellos ist in den letzten Jahren das religiöse Interesse auch in kirchlichen Kreisen vertieft und das religiöse Verständnis freier und weitherziger geworden. Gleichwohl wird diese Schrift, die die heikelsten, von den Theologen ungern berührten Fragen mit derber Hand anfaßt, auf Widerstand stoßen, und das soll sie auch. Der Verfasser ist auf alle Angriffe und Vorwürfe gefaßt, findet vielleicht auch in einer zweiten Auflage Gelegenheit zu ihrer Besprechung. Er meint, man habe genug Kirchengeschichte und Biographik für Gebildete getrieben; es sei nun an der Zeit die Dogmatik in den Vordergrund der Diskussion zu stellen. Das hat auch Hans Faber in seinem ausgezeichneten Buche „Das Christentum der Zukunft“ (Zürich, F. Schultheß, 2. Aufl. 1905) nicht getan, sondern sich vielmehr auf die Kritik der kirchlichen Praxis beschränkt. Ich habe dieses einschneidende, scharfe und doch so tief fromme Buch erst nach Abfassung meines dritten Kapitels gelesen, dessen Grundgedanken Faber so viel besser und tiefer als ich entwickelt, daß ich es ungebessert ließ und nur auf ihn in dringender Empfehlung verweisen kann.

Auch der vorzüglichen Broschüre von Promus „Die Entstehung des Christentums“ (Jena, E. Diederichs), den Büchern von Zittel[1]) „Die Entstehung der Bibel“, Reclams

[1]) Zittel meint es ja sehr gut, ist aber gar zu schüchtern und weicht vorsichtig aus (so beim Koheleth, bei Hiob und der Apokalypse), wenn es eine von der Tradition stark abweichende Meinung zu äußern gilt. Etwas weniger Übersetzungsproben und Verschanzung

Universalbibliothek), Pfleiderer „Die Entstehung" des Christentums (München, J. F. Lehmann); Schwartzkopff „Konnte Jesus irren?" (Gießen, A. Toepelmann); Bernoulli „Die wissenschaftliche und die kirchliche Methode in der Theologie" (Tübingen, J. C. B. Mohr) und Overbeck „Die Christlichkeit unserer heutigen Theologie" (Leipzig, C. G. Naumann, 2. Aufl., 1903) verdanke ich sehr viel. Auch Guyaus wertvolle „Irréligion de l'Avenir" (Paris, Alcan) sei hier mit Respekt genannt. Daß die Religion nun auch zum Gegenstand experimentalpsychologischen Studiums wird (ich rede natürlich nicht von der „Psychologie" [?] eines Franck, Vorbrodt und anderer!) und daß tief fromme oder doch dem Gegenstand sympathisch und ernst gegenüberstehende Männer sich an diese Arbeit machen, ist mit Freuden zu begrüßen. Ich verweise hier

---

hinter allerlei Autoritäten, nnd etwas mehr Kritik wäre besser gewesen. Es fehlt uns immer noch ein Büchlein, das auf fünfzig Seiten in Stichworten den gegenwärtigen Stand der Forschung über die Autoren und die Abfassungszeit der biblischen Bücher im gemäßigten wie im extremen Lager unverhüllt und ohne erbauliches Pathos über den durch die Kritik unantastbaren Glauben darstellt. — Sehr empfehlenswert sind in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Teubner, Leipzig) die Büchlein von J. Geffken: „Aus der Werdezeit des Christentums", Fr. Giesebrecht: „Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte", sowie einiges aus den bei Gebauer-Schwetschke von Schiele herausgegebenen „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern", Rades „Heften zur christlichen Welt" und der „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Geb. der Theologie u. Religionsgesch." Lehrreich und anregend sind ferner die beiden Jahrbücher „Das Suchen der Zeit" (Düsseldorf, Langewiesche) und der Sammelband „Die deutsche Kirche" von E. Buchmann mit seinen fünfzig Meinungsäußerungen. Auch die Driesmans'sche, ebenfalls im „Deutschen Kulturverlag", Berlin, erscheinende Monatsschrift „Deutsche Kultur" bringt, von Egidy sich fortentwickelnd, wertvolle Arbeiten über Religion und Weltanschauung. Harnacks harmloses, aber stark verbreitetes Buch mit dem sehr vielversprechenden Titel „Das Wesen des Christentums", sei der Vollständigkeit halber noch am Schluß genannt.

auf das Buch von Murisier „Les Maladies du Sentiment religieux“ (Paris, Alcan, 2. Aufl.) und auf die Arbeiten Professor Flournoys in Genf „Les Principes de la Psychologie religieuse; Observations de psychologie religieuse“ (Archives de Psychologie, Bd. II, Heft 5 und 8; Dezember 1902, Oktober 1903, einzeln zu beziehen, Genf, H. Kündig), sowie auf seinen Vortrag bei dem christlichen Studentenkongreß der Westschweiz in Ste. Croix: Le Génie Religieux (Neuchâtel, Attinger).

Man wird meinem Buche vor allem vorwerfen, daß es nur negiere. Aber welcher positive Gewinn für die Religion herauskommt, wenn unsere kirchenfeindlichen Gebildeten begreifen werden, daß sie ohne die alte Theologie und die heutige Kirche sehr wohl, ja besser als vorher bestehen kann, sollten unsere Gottesgelehrten und Kirchenfreunde sich einmal vorzustellen suchen!

Villars sur Ollon (Waadtland), Juli 1905.

E. P.-L.

Einleitung.

Wie auf den Rationalismus die Romantik im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, so folgte an seinem Ende auf die exakte Wissenschaftlichkeit ein neuer Durchbruch des Gefühls, das seine unveräußerlichen Rechte in mannigfachen Formen energisch geltend macht. Mag man diese Bewegung Neuromantik, Symbolismus oder Dekadenz, als ihre Vertreter Nietzsche, Ibsen, Maeterlinck oder Hofmannsthal nennen, die Analogie mit der geistigen Physiognomie der dreißiger Jahre des verflossenen Säkulums bleibt bestehn. Und wie damals bedingt die beherrschende Stellung des Gefühls ein Wiederaufleben des religiösen Empfindens; ja die Intensität des religiösen Bedürfnisses scheint diesmal sogar größer als damals. Sie ist jedenfalls heute viel weniger eine Anlehnung an Gegebenes — damals vorwiegend an den poetisch und sentimental erfaßten Katholizismus — als ein Suchen nach Neuem und ein Verlangen nach verstandesmäßiger Ausprägung und Mitteilung des Empfundenen. Wir leiden vielmehr an einer Überproduktion von Weltanschauungen und Religionen; man lese nur etwa einige Titel der E. Diederichsschen Verlagswerke. Bruno Wille, die Gebrüder Hart, Eugen Heinrich Schmitt, Kutter, Kalthoff, Bonus, Bernhard Wilm, Pfungst, Schrempf, Molenaar, Meyer-Benfay, Fritz Bredow und zahlreiche andere Namen versprechen uns hier des Rätsels Lösung. Eine Klassifikation unter ihnen vorzunehmen, ist beinahe

unmöglich. Einige gefallen sich in einem unbestimmten Pantheismus, der an Naturvergötterung grenzt. Andere suchen ihre Zuflucht im Neuplatonismus, der Gnosis, den mittelalterlichen Mystikern, der Religion Comtes, oder den Romantikern. Plotin, Tauler, Jakob Böhme, die deutsche Theologie, Meister Eckhart, Kierkegaard, Novalis, Hölderlin erscheinen in neuen Ausgaben. Diese Anlehnung an die mystischen Klassiker, die erst in der zweiten Phase der neureligiösen Bewegung sich bemerkbar macht, ist kein Zufall. Die meisten „Neuromantiker" hatten ruhig drauf los philosophiert, ohne sich im geringsten um die bisherige Entwickelung des religiösen Problems zu bekümmern, wie sie in der Religions- und Dogmengeschichte ihren Niederschlag gefunden hat. Wenige Fälle ausgenommen, verfügten sie nicht über die historische Vorbildung, die allein zum Weiterphilosophieren berechtigt. Denn ohne Anknüpfung an geschichtlich Gewordenes ist ein Fortschritt der geistigen Errungenschaften einfach unmöglich. Darum sah die offizielle Theologie dem ganzen Treiben mit gekreuzten Armen zu. Nur wenige, wie Schrempf, Wimmer, Kalthoff und Bonus griffen in den Streit ein, ohne auf die Laienbewegung oder auf die Theologie einstweilen einen führenden Einfluß zu gewinnen; sie stehn ziemlich isoliert als Gleiche neben andern und sind obendrein im eigenen Lager nicht gerne gesehn.

Wie kommt es nun, daß die Gott suchenden und nach Religion verlangenden produktiven Denker unserer Tage nicht an die auf unseren Fakultäten gelehrte Theologie anknüpfen und sich am kirchlichen Leben so wenig beteiligen? Haben unsere evangelischen Pfarrer eine Ahnung von dem verschwindend geringen Prozentsatz von Gebildeten, der ihnen zur Seite steht? Und wagen sie zu sagen, daß alle kirchlich Gleichgültigen, ja kirchenfeindlichen Männer ohne religiöse Bedürfnisse seien? Wo liegen denn die Gründe ihrer ablehnenden Haltung? Offenbar in einem

Konflikt ihres freien Denkens mit dem von Theologie und Kirche gelehrten Dogma. Diesen Konflikt in seinem ganzen Umfang zu erfassen, ist der praktische Theologe wohl selten imstande, denn sein völliges Verständnis müßte ihn aus Kirche und Amt treiben. Der religiös interessierte Laie aber, mag er auch auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehn, verfügt oft genug nicht über die nötigen Ausdrucksmittel oder hält es für unerlaubt, sich als Laie in die Angelegenheiten einer Nachbarwissenschaft zu mischen, in der er auch beim besten Willen nicht ganz zu Hause ist und von den Fachmännern leicht eines Irrtums überführt werden kann. Nun ist aber die Theologie keine Wissenschaft wie die andern, da sie sich in viel höherem Grade als diese mit Lebensfragen beschäftigt und außerhalb der Hochschulen reich und arm in Stadt und Land durch eigens bestellte und vorgebildete Diener in mehr oder weniger praktischer Form gelehrt wird. Der Laie aber, der somit für die Theologie systematisch interessiert wird, hat darum auch weit mehr als bei anderen Wissenschaften das Recht, seine Meinung zu sagen und seinen Widerspruch zu äußern. Sein religiöses Empfinden und seine Erfahrung machen ihn in gewisser Weise kompetent zur Diskussion. Haben schon viele von ihnen in oft etwas unbestimmter Weise ihre Zustimmung in allem Wesentlichen geäußert, so ist der Widerspruch im einzelnen zwar von Atheisten und religiös gefühllosen Leuten schon sehr oft, von religiös warm empfindenden Laien aber nur selten zu Worte gekommen. Mit diesem Mangel entschuldige man die vorwiegend negative Haltung der folgenden Ausführungen, die niederreißen möchten, nicht damit der Platz leer bliebe, sondern damit andere aufbauen können.

I. Bibel und Jesus.

Unter den zahlreichen Anstößen, die der wissenschaftlich gebildete Laie auch in der sogenannten liberalen Theologie findet, ist die Stellung und Auffassung der Bibel darum der erste und größte, weil alle anderen aus ihm sich ergeben.

Glauben nur die Wenigsten noch an eine wörtliche Inspiration, so meint man doch an einer „geistigen" Inspiration festhalten zu müssen und möchte das Wort nicht preisgeben. Hat man aber einmal auf die wörtliche Inspiration verzichtet, so ist der Kritik Tür und Tor geöffnet. Sie hat es sich auch nicht zweimal sagen lassen und das Ergebnis ihrer Arbeit ist, frei herausgesagt, etwa das Folgende.

Entweder sind alle Bücher der Welt inspiriert, dann ist es auch die Bibel; oder keines, dann auch sie nicht. Einen absoluten Unterschied kann im Ernst niemand mehr machen. Ja es gibt zweifellos Bücher, die in viel höherem Grade als die Bibel inspiriert sind, weil sie einen Verfasser haben, der in sein Werk seine ganze Seele gelegt hat und über dessen Leben wir genau unterrichtet sind. Von den biblischen Autoren aber wissen wir sehr wenig. Die Verfasser des Pentateuchs, der Richter- und Chronikabücher, des Buches Ruth, der Psalmen[1]), der Bücher „Salomonis",

[1]) Selbst die weniger extremen Forscher geben zu, daß keiner der 150 Psalmen von David selbst stammt.

des Buches Hiob, einzelner prophetischer Bücher, des vierten Evangeliums, der meisten Episteln, der Offenbarung sind uns ganz unbekannt. Die chronologische Ansetzung der Bücher schwankt zwischen Jahrzehnten und Jahrhunderten.

Besser, ja nur zu gut unterrichtet sind wir über die Kanonbildung. Wieviel Zufälliges bei der Zusammenstellung der gegenwärtigen „Bibel" mitgewirkt hat, wieviel Schwankungen und selbst Irrtümer dabei mit untergelaufen sind, wird täglich auf unseren Hochschulen gelehrt. Das Hohelied und die Apokalypse waren entschieden ein unglücklicher Griff der Sammler. Daß sie eine große Zahl höchst bedenklicher Geschichten aufnahmen, wird man ihnen vielleicht mit dem Umstande verzeihen, daß sie sich zur Kürzung der einmal aufgenommenen Bücher nicht befugt glaubten. Aber wieviel Wertvolles, das freilich zum Teil erst viel später entdeckt wurde, ist nicht in die Bibel gekommen; wieviel Interessantes, z. B. an Worten Jesu, wurde erst kürzlich gefunden! Wird die Kirche den Mut haben den Kanon zu erweitern? Sie, deren Diener heute noch in einem ebenso heftigen, als lächerlichen Streite über die Frage liegen, ob man eine, von allem Anstößigen und für uns Unsittlichen gereinigte und gekürzte Bibel verbreiten dürfe und ob das Alte Testament in der Schule beizubehalten sei!

Auf die in der Bibel wie selbstverständlich oder gar lobend berichteten Betrügereien, Schandtaten, Sittenlosigkeiten, Widersprüche ist schon oft genug hingewiesen worden. Die meisten dieser dunklen und häßlichen Vorgänge waren für das damalige Kulturbewußtsein erlaubt und anständig, können also nicht als Waffe gegen das Christentum gebraucht werden. Daß sie freilich manchen Theologen noch immer nicht zu dem Bewußtsein verholfen haben, ein wie echt menschlich schwaches und fehlbares Buch die Bibel ist, bleibt dem Laien unverständlich.

Kommen wir nun zur geschichtlichen Wahrheit der

Bibel, so finden wir nach dem Eingeständnis der Theologen eine Mischung von Sage, Irrtum und Wahrheit. Schöpfung und Paradies, Sündenfall, Sintflut und Turmbau zu Babel, die Patriarchenerzählungen, Israels Wüstenzug, die Sinaigesetzgebung, die Weihnachtsgeschichte, Himmelfahrt usw. kann ein denkender Mensch, wenn er aufrichtig und unbefangen sein will, nur als Mythen verstehn und als solche dankbar genießen. Zu den Irrtümern gehören in erster Linie die Weissagungen, von denen, wie bekannt, keine einzige auf den historischen Jesus sich bezieht noch paßt. Alle Versuche, die beiden Testamente in das Verhältnis von Verheißung und Erfüllung zu setzen, sind als gescheitert zu betrachten. Der hier auch heute noch in den beiden Kirchen aufgewandte Scharfsinn, wie er am handgreiflichsten in der Oberammergauer „Kreuzesschule" zutage tritt, wäre einer besseren Sache würdig. Die elementarste Ehrlichkeit sollte dem Theologen verbieten, die dem Judenvolk gewordenen Weissagungen als im Neuen Testament in irgend einer Weise erfüllt zu betrachten. Der alttestamentliche Messias, der Davids- und Menschensohn, das goldene Zeitalter des Propheten Micha lassen bis zur Stunde noch auf sich warten, und man kann es unseren israelitischen Brüdern nicht verübeln, daß sie dieser durchaus logischen und sachlich richtigen Meinung sind.

Und nun die Wunder, die, wenn sie wahr wären, unser religiöses Gefühl entweder gleichgültig ließen oder gar stören müßten. Sie stehen zweifellos genau auf der gleichen Stufe wie die Wunderberichte aller Zeiten und erklären sich teils aus unverstandenen Naturgesetzen und psychischen Vorgängen (Suggestion, Vision, Hypnotismus, Scheintod usw.), teils aus offenbaren Mißverständnissen, teils aus Erfindung zu erbaulichen Zwecken, was wiederum mit dem Zeitgewissen durch aus übereinstimmte und niemandem als ein Verbrechen zur Last zu legen ist.

Es geht leider nicht an, das Alte Testament allein als

mit schweren Irrtümern behaftet hinzustellen, obwohl es entschieden, seinem größeren Alter entsprechend, mit solchen weit mehr belastet ist und auf einem unendlich tieferen ethischen, also auch erbaulichen Niveau steht. Jesus hat zweifellos an seine baldige, leibliche Wiederkunft geglaubt und die ganze Generation hat diesen Irrtum geteilt. An seiner geschichtlichen Existenz zu zweifeln, haben wir bis jetzt keinen ernstlichen Grund, so widerspruchsvoll auch die außerordentlich dürftigen Berichte über ihn lauten. So gründlich ihn seine Jünger oft genug mißverstanden und so gewaltsam sie seine Aussagen auch in den armseligen Rahmen ihrer Theologie spannen wollten (Matthäus in den der erfüllten Weissagung, Lukas in den der Armut als Verdienst, Johannes in die griechische-alexandrinische und Paulus in die römische-jüdische Idee), so erhalten wir dennoch von seinem Wesen ein ziemlich deutliches Bild. Berühren uns die Wundererzählungen, die Heidenfeindschaft, die Gottes- und Menschensohnschaft auch religiös ganz fremd, so haben wir doch an der Bergpredigt, an zahlreichen Reden und Taten Jesu einen wertvollen Schatz sittlicher Lehre und ein unvergängliches Beispiel. Gewiß waren seine Gedanken nicht neu und bei einigen Moralisten der Zeit schon vorgebildet, aber jedenfalls hatte sie keiner mit solcher Energie vertreten und gelebt, was schließlich die Hauptsache ist. Denn nicht der neue Gedanke wirkt an sich in der Geschichte, sondern die gelebte Lehre, die ihre Idee mit tatkräftigem Wollen vorbildlich durchsetzende Persönlichkeit. Und eine solche war Rabbi Hillel und seine Kollegen mit ihrer schon christlichen Gedankenwelt keineswegs.

Bei keinem geschichtlichen Helden waren vielleicht die Zeitgenossen so eifrig bestrebt, sein Bild zu verdunkeln, wie bei Jesus. Was hat die Theologie, die Legende und — der Unverstand aus einem armen ungebildeten Zimmermannssohn, der ein paar Jahre Straßenprediger war und schließ-

lich wie Sokrates verurteilt wurde, weil er die öffentliche Ordnung störte, nicht alles gemacht! Wie bei den anderen Religionsstiftern mußten Könige aus dem Morgenlande, Jungfrauengeburt, Tote, Engel und Teufel, Stimmen aus den Wolken, Sonnenfinsternisse, Erdbeben, Propheten und Weissagungen, Lahme und Blinde, Weiber und Kinder, ja Esel und Weinkrüge herhalten, um das einfache Gebot der Nächsten- und Feindesliebe zu stützen, das auch ohne diesen oft verhängnisvollen, kindlichen Schmuck die Grundlage unserer Kulturentwickelung geworden wäre und für noch unabsehbare Zeiten bleiben wird. Das Buch aber, das so einfache Wahrheiten unvollkommen stammelnd berichtet und sie mit so vielen dicken und wertlosen Umhüllungen versieht, daß lange Jahrhunderte dadurch in die Irre geführt wurden, soll in besonderer Weise „inspiriert" sein! Das heißt denn doch heute noch die Christenheit hinters Licht führen. Denn wenn der denkende Protestant nach und nach sich von der Richtigkeit der eben angeführten Irrtümer überzeugt, glaubt er, seine Religion sei ins Wanken gekommen, und verliert sein Vertrauen in die göttliche Weltordnung um solcher Adiaphora willen, die mit dem religiösen Gefühl und dem aus ihm hervorgehenden Willensentschluß zu einem Leben in Güte und Wahrheit nichts, aber auch gar nichts zu tun haben. Wie konnte im Ernst an der Inspiration der Bibel die Religion des gottgläubigen Menschen hängen, wenn man sieht, wie sich die Lebenshaltung der Dogmengläubigen in keiner Beziehung von derjenigen anderer, in treuer Pflichterfüllung ohne Theologie und Kirche dahinlebenden Menschen unterscheidet? Aus dem Glauben an die Bibel ist in neunzehnhundert Jahren kein einziger sittlicher Antrieb erwachsen, wohl aber aus dem Vertrauen auf Gott und aus der Befolgung der Lehre Jesu. Wer aber berechnet den Verlust an Zeit und Kraft, der durch die Jahrhunderte auf die Stützung des Bibelglaubens verwandt wurde, und wer zählt die Scharen, die,

an der Bibel zweifelnd, sich dem Unglauben in die Arme werfen zu müssen glaubten, weil Theologie und Kirche sie als Ungläubige behandelten?

Daß die Bibel gleichwohl ein Erbauungsbuch ersten Ranges ist und bleiben wird, daß sie an unvergänglichen Wahrheiten ebenso reich ist, als an wundervollen Beispielen der Frömmigkeit, der Treue und Liebe, daß sie auch ästhetisch an prachtvollen Bildern aus Natur und Menschenleben Außerordentliches und beinahe Unvergleichliches bietet, wer wollte das im Ernst leugnen? Aber warum soll sie durchaus das einzige Dokument der modernen Religion bleiben, warum nicht ein primus inter pares? Sind nicht Platos Dialoge, das Leben des Sokrates, Mark Aurels und Epiktets Schriften, Fragmente aus den Stoikern und Neuplatonikern, aus Augustin und Abälards Briefwechsel mit Heloise, ja selbst aus Thomas von Kempen, um nur die Alten zu nennen, für unser inneres Leben von weit größerer Bedeutung als die Taten der israelitischen Könige und das Leben der apokalyptischen Gemeinden oder die Reisen der Apostel? Wer hätte Anstand an den Schriften des Rabbi Hillel oder den Reden Buddhas genommen, wenn sie durch einen frommen Betrug kanonisch geworden wären? Und wer hätte nicht mit Entrüstung einzelne Psalmen und Sprüche, Jakobs Kampf um die Erstgeburt, ja selbst das Gleichnis vom ungerechten Haushalter und einzelne Stellen der Episteln über die Frauen als unchristlich abgewiesen, wenn ein anderer Zufall sie vor der Kanonisierung behütet hätte?

Man wird vielleicht sagen, die Bibel hätte nicht diese einzige und großartige Rolle in der Weltgeschichte gespielt, wenn sie es nicht verdient hätte. Gewiß, es gibt eine historische Gerechtigkeit, die Minderwertiges nie sich dauernd behaupten und Wertvolles, soweit wir darum wissen, der völligen Vergessenheit nie anheimfallen läßt. Aber diese Gerechtigkeit waltet nur im großen und gan-

zen, während im kleinen und einzelnen sehr oft ihr Gegenteil im Spiele ist. Und eine solche Ungerechtigkeit ist die völlige Verdrängung der griechisch-römischen durch die semitisch-christliche Weltanschauung. Die Bibel ist dank ihrer kanonischen Zusammenschweißung durchgedrungen; die Schriften der Alten aber sind nur in den Händen der Gelehrten und Gebildeten; kennte das Volk sie, es würde sich nicht von „erfahrenen Schulmännern" über das wertlose „Dogma vom klassischen Altertum" demütig und gläubig belehren lassen müssen, und es stände dem „Dogma vom semitischen Altertum" etwas skeptischer gegenüber. Welch herrliche populäre Anthologie könnte man aus der Antike zusammenstellen und wie trefflich würden diese Fragmente zu den Auszügen aus der Bibel passen! Was haben uns die Alten getan, daß wir sie so vernachlässigen zu müssen glauben? Denn es ist ein Irrtum zu glauben, sie seien zu aristokratisch oder gar „unterchristlich" [1]). Dann verdienten auch zahlreiche bedenkliche Stellen im Neuen Testament, vom Alten nicht zu reden, die gleichen Epitheta. Und wenn die Bibel in vielem der antiken Weltanschauung sich überlegen zeigt, so verdankt sie das einfach ihrem späteren Ursprung und keinem anderen, etwa „übernatürlichen" Umstande.

* * *

Die Einsicht, daß man auf die Bibel das Christentum nicht stellen kann, ist auch unter den Theologen sehr

[1]) Wie echt „christlich" die Heiden, wie echt heidnisch die Christen sein können, haben Japan und Rußland uns gezeigt. In unserer ganzen Bibel kenne ich keine so ergreifende Szene, als den voriges Jahr durch unsere Zeitungen gehenden Bericht über die letzten Reden zweier japanischer Spione vor ihrer Erschießung im russischen Lager. Wenn es eine „gelbe Gefahr" gibt, so ist es jene, daß diese schlitzäugigen, kleinen Männer mit den großen Backenknochen uns jene Nächstenliebe, Aufopferung und Selbsthingabe praktisch lehren, die unsere Missionare in schönen Theorien ihnen zu bringen für nötig halten.

lebendig. Darum fußen unter den Jüngeren die einen nur auf der Lehre Jesu, die anderen noch vorsichtiger allein auf seiner Person. Sie ist unangreifbar, sie verwirklicht für sie das Ideal des vollkommenen göttlichen Menschen.

Gewiß, man kann nicht anders als mit bewundernder Hochachtung im demütigen Gefühle der eigenen Nichtswürdigkeit vor ihn treten, und wir müssen alle in schmerzlicher Zerknirschung bekennen, daß wir nie und niemals seine Größe von ferne erreichen werden. Von diesem Geständnis bis zur Behauptung, Jesus verwirkliche das Menschenideal aller Zeiten, ist es aber noch weit. Dazu wissen wir zu wenig und zu Widerspruchsvolles von ihm. Das zeigt sich schon daran, daß reich und arm, Wundergläubige und Wunderfeinde, Positive und Liberale, Konservative und Sozialisten sich mit einem Schein von Recht auf ihn berufen. Ihn zum Reformator einer anderen als seiner eigenen Zeit machen wollen, heißt ihn aus dem geschichtlichen Zusammenhang herausreißen, in dem allein er in seiner ganzen Größe erscheint.

Jesus war Jude. Als solcher teilte er den Aberglauben und die Vorurteile seiner Zeit. Er war nicht nur der Meinung, daß die Sonne sich um die Erdscheibe drehe, was uns höchst gleichgültig ist, sondern auch, daß die Heiden ein inferiores Geschlecht und daß die Frauen minderwertige Geschöpfe seien. Man sieht deutlich in seinen Worten den Kampf zwischen dieser damals traditionellen Auffassung und der Einzelerfahrung, die ihn stutzig macht und eines Besseren überführt, ohne ihn zu einer prinzipiellen Revision seiner Anschauungen zu veranlassen. Jesus war also weder allwissend noch wahrscheinlich sündlos. Nicht, als ob wir ihm eine Sünde im eigentlichen Sinne nachweisen könnten, obschon eine gewisse, zornige Härte uns oft peinlich berührt. Die Quellen fließen zudem so spärlich, daß die Abwesenheit einer darauf bezüglichen Bemerkung, besonders bei dem starken Verherrlichungsbedürfnis der Evangelisten,

gar nichts beweisen will. Was sollten wir auch mit einem sündlosen Jesus anfangen? Wir verständen ihn nicht, weil er uns viel zu fern wäre! Was wir von ihm wissen, ist völlig widerspruchsvoll, und kein Dramatiker und Novellist, so viele ihrer auch von dem Problem gereizt wurden und noch gereizt werden, konnten psychologische Konsequenz in diesen Charakter bringen. So viel Güte und Demut, so viel Weltfreudigkeit und Weitherzigkeit auf der einen, so viel Strenge und höchstentwickeltes Selbstbewußtsein, Askese und Nationalismus auf der anderen Seite! Daß er ein Auserwählter eines auserwählten Volkes zu sein glaubte, ist ebenso klar, als daß er es in dem von ihm verstandenen Sinne nicht war. Es ist beinahe sicher, daß er aus dem Leben mit dem trostlosen Bewußtsein schied, sein Glaube habe ihn getäuscht und sein Gott, aus dessen Hand er eine besondere Mission empfangen zu haben glaubte, ihn verlassen. Daß er in völlig anderem Sinne eine höhere Mission erfüllen werde, daß eine tausendjährige Kultur auf sein Beispiel und seine Worte (nicht „Lehre") sich gründen werde, konnte er nicht ahnen. Man sage auch nicht, daß die Apostel und Evangelisten das voraussahen. Sie würden jedenfalls schmerzlich erstaunt sein, wenn sie wüßten, daß nach zweitausend Jahren noch das „allen Völkern" und „aller Kreatur" zu lehrende Evangelium nur von 570 Millionen geglaubt würde, denen 980 Millionen Nichtchristen gegenüberstehen.

Was wir von Worten Jesu wissen, kann er in einer Stunde gesagt haben; und er hat vermutlich drei Jahre gelehrt! Aber es erstaunt uns vieles an Jesu Verhalten, nicht an der historischen Persönlichkeit, die nur zu gut in den Rahmen seiner Zeit paßt, aber an dem Jesus, den man uns als Menschenideal für alle Zeiten hinstellen will. Wie unvollkommen ist doch das „Gebet des Herrn" in dem die zwei christlichen Hauptdogmen Gotteskindschaft und Nächstenliebe kaum oder gar nicht erwähnt sind, in dem so

vieles für unser Gefühl Überflüssige steht! Und dieses Gebet stellt uns die Kirche als Mustergebet aller Zeiten hin! Ein zweites Beispiel: man mag auch die Lilien auf dem Felde und die Vorliebe für die hohen Berge (oder vielmehr niedrigen Hügel) noch so oft anführen, es bleibt doch dabei, daß Jesus mit seinen Zeitgenossen den Mangel an Naturgefühl teilte. Wer heute mit den Augen eines F. Naumann im heiligen Lande reist, wird diesen Mangel schmerzlich empfinden, aber aufrichtig eingestehen. Für das Farbenspiel auf dem See, den im Westen untergehend erglühenden Sonnenball, das stille Mondlicht, die zackigen Bergformen, die Öde der Wüste, die Stille des Waldes, die blühenden Wiesen, die fruchtbaren Äcker hatte Jesus Christus kaum einen Blick und selten ein Wort. Das Verständnis für dieses großartige Schauspiel war seiner Zeit und damit auch ihm selbst nicht eröffnet worden.

Doch weiter und mehr! Ehe und Familie sind die Grundstützen unseres sozialen Lebens, Eltern und Geschwister, Frau und Kinder sind das Liebste und Heiligste, was wir haben. Wie dürftig fließen aber die Quellen hier und wie ungestillt bleibt unser Verlangen nach großen und erhebenden Worten in dieser Beziehung, wie arm sind die Evangelien auf diesem Gebiet! Was sollte man aber auch von einem unverheirateten Manne wie Jesus oder Paulus, die an das Weltende innerhalb mehrerer Jahrzehnte unverbrüchlich glaubten, anderes erwarten? Sie mußten ja gleichgültig in diesem Punkte bleiben. Aber darum hüte man sich, einer anderen Zeit sie als vollkommene Menschentypen hinzustellen oder ihre wenigen Worte gewaltsam zu pressen und ihnen Gedanken unterzulegen, die sie nie hatten und kaum verstehn würden. Bietet das Altertum trotz seiner Geringschätzung der Frau nicht gelegentlich mehr? Muß ich an Orpheus und Eurydike, Ariadne, Medea, Iphigenie und die griechisch-römischen Heldenmütter erinnern? Eine wie bescheidene Rolle spielt auch die Mutterliebe in der

Bibel! Dagegen kommen Maria und Martha, die Sunamitin, die Sünderin, die Samariterin, das blutflüssige Weib und die Gottesmutter nicht recht in Betracht. Sie sind nur Einzelerscheinungen, deren Größe Jesus den schuldigen Tribut zollt, ohne sich weiter dabei aufzuhalten. Das Familienleben vollends kommt für ihn nicht in Betracht, und darum war er kein vollkommener, ganzer Mensch, sondern nur ein Mann. Die Zeiten waren eben nicht danach und das Schweigen über diesen Punkt ist ganz natürlich. Aber noch einmal: Ein absolut gültiges Lebensideal für unsere und jede Zeit kann man aus diesen geschichtlich so leicht verständlichen Lücken nicht ableiten.

Fehlt uns vieles in der Bibel, so ist anderes zu viel. Die langen Diskussionen über die Gültigkeit des Gesetzes und der Riten lassen uns ganz kalt. Lehrte man uns nicht von Kind auf eine kritiklose Bewunderung der Bibel und Jesu um jeden Preis, so hätten wir als einfache und ungebildete Laien nur Kopfschütteln für diese dem Gebildeten in ihrem historischen Recht wohl begreiflichen Auseinandersetzungen. Für den religiös Empfindenden sind die Kapitel der Bibel über die Beschneidung, über die Könige und ihre Stammbäume, über die Gemeinden und ihre Organisation wie überhaupt die Stellung der Heiden zum Juden- und Christentum Steine statt Brot, einerlei ob Jesus selbst, Petrus oder Paulus sich darüber auslassen.

Inwiefern Jesus sich selbst als einzig in seiner Art empfunden hat, inwiefern er sich von uns anderen Menschenkindern absolut verschieden, nicht relativ höherstehend glaubte, entzieht sich bei der Unreinheit der zu Gebote stehenden Quellen unserer Kenntnis. Wir wissen auch nicht, ob er in seinem Tode einen weltgeschichtlichen Akt und eine dogmatische Tat erblickte, wie es die neutestamentlichen Schriftsteller so gerne haben möchten; und wir hoffen es auch nicht. Das Ringen in Gethsemane und sein Verhalten am Kreuz sprechen entschieden dagegen

und sind ein schöner Beweis für seine Menschlichkeit. Wenn er an seiner Sache verzweifelt und um sein Leben bangt, wenn er physisch leidet und menschliche Bedürfnisse zeigt, ist er uns tausendmal näher und lieber, als wenn er weissagt oder Telepathie treibt und in mißverständlichen Bildern redet.

Möchten sich die Theologen doch vor der so einfachen und selbstverständlichen Alternative nicht scheuen: Entweder war Jesus Gott, allwissend und allmächtig, dann hat sein Leben und sein Tod für uns keinerlei Bedeutung, denn er ist nicht von unserer Art, kennt nicht unsere Schmerzen und Bedürfnisse, fühlt nicht unseren Drang zum Guten und unseren Hang zum Bösen, weiß nichts von unserer Schwäche und unserem Verlangen nach Vollkommenheit, Güte, Schönheit und Reinheit. Oder er war Mensch, ganz Mensch, unwissend, schwach und sündig wie wir. Dann kann er uns helfen durch sein wunderbares Beispiel und seine gewaltige Persönlichkeit, seine Reden und sein Tun, sein Fühlen und Wollen, seine Verzweiflung und seinen Triumph. Aber ein Erlösungswerk, im landläufig dogmatischen Sinne hat er nie vollbracht und konnte er, ja vielleicht wollte er auch nicht vollbringen. Man verschone uns doch endlich mit dem gedankenlosen Gerede vom Gottmenschen, dem freiwilligen Verzicht auf die göttliche Macht oder der ihm vom Vater auferlegten Prüfung! Das erinnert gar zu sehr an die auf der Bühne im Bettlergewande einherschreitenden Könige und die im Leben als Handwerksburschen oder Fabrikarbeiter sich verkleidenden Sozialpolitiker; wenn es ihnen in ihrer Niedrigkeit bange wird, zerreißen sie das Armengewand und siehe, der mächtige Mann ist auferstanden. Hat Jesus nur den geringsten Vorteil vor uns anderen Sterblichen, sei es durch Geburt, soziale Stellung, besonderes Verhältnis zu Gott, verborgene Wunderkräfte, zeitweise Aufhebung seiner Menschlichkeit, außerordentliche Zukunftsaussichten, so wäre er in seinem

Erdenleben nur ein Schauspieler und nicht jener edle und echte Mensch gewesen, als welchen wir ihn liebend verehren.

* * *

Ist aber Jesus nur ein Mensch gewesen, so ist er nur einer unter vielen und die seinen Namen tragende (aber nicht von ihm „gestiftete") Religion ist eine unter vielen, die vorläufig beste jedenfalls, schon weil sie eine der jüngsten ist, aber nicht die absolut gültige, letzte und für alle Zeiten vollkommenste. Das ist der springende Punkt unserer ganzen Argumentation. Es gibt kein Absolutes in der Geschichte; das Christentum ist eine geschichtliche Religion; also ist das Christentum nichts Absolutes.[1]) Jede Religion entstammt einer Kulturepoche und ist ein Stück Kultur. Schreitet die Kultur fort, so muß auch die Religion entweder ihr vorangehen oder nachfolgen; sie kann jedenfalls nicht stehen bleiben und als absolute Größe der stets relativen Kultur den geschlossenen Bund kündigen, ohne sich damit selbst zum Tode zu verurteilen. In dieser engen Verwandtschaft von Religion und Kultur liegt ja auch das Bedenkliche aller Mission.

Jeder Missionar bringt bewußt oder unbewußt mit seinem Christentum, das die Heiden vielleicht erfassen, ein Stück Kultur, das sie sicher nicht erfassen, weil ihnen jede Voraussetzung fehlt. Als Kulturprodukt, d. h. in seiner dogmatisch-kirchlichen Form, wird ihnen das Christentum stets fremd bleiben, auch wenn es ihnen als Morallehre eingehen sollte. Und inwiefern unsere Missionare sich zu Kulturboten eignen, möchte ich lieber nicht untersuchen.[2])

[1]) Dies gibt auch Troeltsch in zahlreichen, schwergelehrten Aufsätzen ausdrücklich zu, wenn ich ihn recht verstand; er scheint sogar aus diesem Problem seine Spezialität gemacht zu haben.

[2]) Daß das Christentum weit missionskräftiger ist, als die anderen Religionen, erklärt sich ohne jede übernatürliche Offenbarungsidee

Unser religiöses Gefühl kann gar nicht einsehen, warum ihm die sogenannte „Offenbarung“ allein aus der semitischen Kultur kommen soll. Ist denn das Werk des Konfuzius, Buddha, Mohammed umsonst gewesen; haben Sokrates und die Stoa uns nichts mehr zu sagen? In der Religion der Zukunft müssen die alten Religionen als Fermente mit aufgehn. Sie können nicht so überwunden werden, daß man an ihnen vorübergeht oder sie beiseite stößt, sondern vielmehr so, daß man ihnen ihr Bestes entnimmt. Das ist für den Buddhismus so ziemlich geschehn, aber nicht für den Hellenismus. Und darum regt sich dieser immer wieder in den verschiedensten Formen. Unsere Ästheten und l'Art pour l'Art-Leute, Ibsens Rubek und Hedda Gabler, Nietzsches Übermenschentum, die Lehren vom „berechtigten Egoismus“ und den „Pflichten gegen sich selbst“, der Determinismus, der „erlaubte Selbstmord“, die „heitere Ruhe des Weisen“ und viele andere Seelenzustände sind solche Marksteine des Hellenismus am Wege des Christentums, auf die die Entwickelung nicht geachtet hat und die mahnend immer wiederkehren, bis eine Fortbildung der christlichen Religion ihre Fragen beantwortet hat. Wem wäre es nicht aufgefallen, wie niederdrückend auf die Dauer der unabänderliche Ernst Jesu und seine so selten unterbrochene strenge Herbheit wirkt? Die Bibel hat uns kein herzliches

---

einfach aus seinem hohen Kulturwert. Was sind über sieben Millionen in zwei Jahrtausenden zum Christentum bekehrter Heidenchristen gegen 973 Millionen Unbekehrter? Und ich zähle nicht einmal von den sieben Millionen die zu Islam und Buddhismus übergetretenen Christen ab! — Es wäre interessant zu verfolgen, ob dem auf einer relativ niederen Kulturstufe stehenden griechischen und römischen Katholizismus, der sich naturgemäß heidnischer Unkultur durch seine Veräußerlichung des Kultischen und Religiösen besser anpaßt, größere Missionskraft innewohnt, als dem Protestantismus. Dabei müßte man natürlich von der ebenso prahlerischen als oberflächlichen katholischen Missionsstatistik völlig absehen.

Lachen von ihm, keinen fröhlichen Scherz, keine Stunde jubelnden Glücks in ihren Berichten festgehalten. Mag das wiederum an den Berichten, nicht an ihrem Gegenstande liegen, es fehlt uns eben doch, und es tut uns wohl, aus dem Garten Gethsemane in das Gefängnis des Sokrates zu treten und seinen letzten Worten zu lauschen. Gewiß ist Jesus nicht so unerträglich pathetisch und posierend wie der mitunter höchst langweilige, erhabene Buddha, aber doch hat er für unser modernes Empfinden etwas viel zu Feierliches und Majestätisches, als daß wir ihn herzlich Bruder nennen dürften. Ach, man könnte manchmal zornig auf die guten Evangelisten werden, daß sie uns vielleicht das Beste verschwiegen und das Gute in frommer Absicht so oft verdreht haben!

Der Gedanke, daß das Christentum eine Religion neben anderen ist und aus ihnen sich entwickelt hat, ist übrigens keineswegs eine moderne Errungenschaft. Der Rationalismus hat schon, leider vergeblich, auf die Dankesschuld hingewiesen, die wir den alten Religionen gegenüber noch immer nicht abgetragen haben. Zwingli sogar spricht an einer Stelle von der Freude, die wir im Himmel haben werden, Buddha, Sokrates und Mohammed und vielen anderen braven Heiden brüderlich zu begegnen. Und die Schrift „De tribus impostoribus“ hat die Parallelisierung der Religionen schon drei oder vier Jahrhunderte früher gewagt, freilich nur in negativer Absicht. Schon lange bemühen sich unsere Theologen — ich nenne nur Hatch, Falke, Seydel und Harnack — den hellenististischen Gehalt und die römischen und buddhistischen Bestandteile des Christentums sauber herauszuschälen; nur wenige unter ihnen aber werden den einfachen Schluß ziehen wollen, daß eine geschichtlich gewordene Religion auch geschichtlich vergänglich ist und durch eine andere abgelöst werden muß. Besonders Falke hat in seinem grundlegenden Werke „Buddha, Mohammed, Christus“ (Gütersloh, Bertelsmann. 1898. 2. Aufl.) und

in drei Broschüren aus dem Vergleich der drei Hauptreligionen eine Spezialität gemacht, und es sei entschieden auf sie hingewiesen. Aber obschon er die schiefe Ebene einer Parallele betritt, will er es doch nicht Wort haben, daß er drei relative Größen miteinander vergleicht. Im Gegenteil soll das Christentum als absolute Wahrheit aus dem Läuterungsfeuer einer wechselseitigen Wertung um so leuchtender als die Religion aller Zeiten hervorgehn. Auch ohne diesen für viele ungenießbaren, apologetischen Endzweck seiner Bücher zu billigen, kann man ihn doch geduldig mit in Kauf nehmen und an seiner Darstellung gleichwohl Freude haben. Aber es fehlt uns immer noch der unbefangene „zwecklose", geschichtlich biographische Vergleich der drei Religionsstifter.

Es geht nicht an, von Perfektibilität der Religion zu reden, und beim Christentum Halt machend, einen weiteren Fortschritt zu leugnen. Kann ein Historiker unhistorischer denken? Was aber das Christentum aus den antiken Religionen weiterbildend übernommen hat: die Trinitäts- und Erlösungslehre, von Einzelzügen wie der „unbefleckten" (!) Geburt, den Wundern, der Auferstehung zu schweigen, ist nicht das Beste gewesen und bildet gerade heute für den religiös empfindenden und unbefangen denkenden Laien den größten Anstoß. Man hat ja von jeher hervorragende Kulturepochen für definitiv gehalten und versucht, nach langen Irrwegen zu ihnen zurückzukehren. So die Renaissance, so Winkelmann zur Antike. Aber immer hat sich gezeigt, daß selbst die höchste Kultur sich weder für alle Zeiten festlegen, noch künstlich wiederbeleben läßt. Diesen Grundsatz wird man auch für das Christentum einmal allgemein als gültig anerkennen müssen.

Daß sich das Christentum weiter entwickeln muß oder aus ihm sich eine neue Religion absondern wird, ist für uns heute nur ein theoretisch-historisches Postulat. In welcher Richtung das geschehen dürfte, können wir armen,

blinden Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts nicht wissen und kaum ahnen. Daß sie die Natur und die Schönheit in ihre Rechte wieder einsetzen, daß sie die Religion mit dem uns von Gott gegebenen Verstande in besseren Einklang bringen, daß sie dem Menschen nicht eine Erlösung schenken, sondern mit Hilfe seiner Brüder selbst möglich machen wird, ist unser Glaube und unsere Hoffnung. Das Gebot Christi von der Nächstenliebe in allen Fällen ist zweifellos eine dauernde Errungenschaft und wird den Edelstein in der Krone der zukünftigen Religion bilden. Daß wir alle Brüder mit gleichen Rechten und Pflichten sind, daß einer für alle und alle für einen stehn, daß ich nur dann höherstehe, als mein Nächster, wenn ich ihn statt durch Geld, Rang und Wissen, durch Güte und Liebeskraft überrage, ist ein christlicher Grundgedanke, an dem wir revolutionären Söhne der neuen Zeit mit aller Energie festhalten werden und dem wir in der Praxis auch bei den Strenggläubigen nicht oft genug begegnen. Machen läßt sich eine Religion nicht und zu einer der bestehenden, heiße sie nun Komtismus, Buddhismus oder Katholizismus zurückkehren wollen wir auch nicht. Wir schließen uns vielmehr derjenigen an, die die reichsten Entwicklungskeime in sich trägt und das ist der Protestantismus trotz all seiner Fehler und Schwächen. Dieses Bekenntnis hindert uns freilich nicht, an der protestantischen Theologie und Kirche fast zu verzweifeln. Warum, hat das Ebengesagte angedeutet und soll das Folgende entwickeln.

II. Dogma.

Gehn wir im einzelnen die christlichen Dogmen durch, so verlieren wir natürlich über solche kein Wort, die uns wie das von der Weltschöpfung ein Wissen mitteilen wollen, das uns religiös gleichgültig läßt und obendrein noch unsere mühsam errungenen, dürftigen Kenntnisse vom Leben und Werden des Weltalls meistern möchte. Was wir über die Inspiration denken, wurde eben schon gesagt. Auch was wir von der Offenbarung halten, ergibt sich aus dem Vorhergehenden: sie ist entweder überall oder nirgends. Warum sollte sich der Unendliche in einem bestimmten, unvollkommenen Menschen zu einer historisch bestimmten Zeit in einem bestimmten Volke endgültig offenbart haben? Welch ungeheure Nichtachtung liegt darin für die ganze antike Kultur, und wie konsequent redet darum Augustin von den „glänzenden Lastern" der Alten, während man heute die Geringschätzung der Antike höflich verkleistert. Gewiß ist die Bibel mit ihrem Zentrum — Jesu Person und Lehre — eine Offenbarung, vielleicht vorläufig die größte, aber wer möchte deshalb die anderen missen? Die Offenbarung der gesamten Weltgeschichte, Leben und Denken der Besten aller Zeiten, die Offenbarung der Natur, alles, was nach Golgatha noch ersonnen, und gelitten wurde — das soll alles nicht gelten oder nur zweiten Ranges sein. In seiner Broschüre „Brauchen wir neue Offenbarungen?" (Hefte zur christlichen Welt 50, Tübingen,

J. C. B. Mohr) hat der Frankfurter Pfarrer W. Veit diesen Gedanken ganz richtigen Ausdruck gegeben, ohne aber alle Konsequenzen seines Standpunkts zu ziehen. Für ihn bleibt eben doch die Offenbarung in Christo eine Enthüllung besonderer Art, der gegenüber jede andere vor und nachher minderwertig ist, während für uns Christus nur ein vorübergehendes, wenn auch bedeutsames Moment der Gottesoffenbarung überhaupt darstellt. Die sehr lesenswerte Veitsche Broschüre hat aber in ihrer relativen Harmlosigkeit im Lager der Theologen wohl deshalb doch einigen Staub aufgewirbelt, weil man sah, wohin sie konsequenterweise führen müsse oder könne.

Wir sollen einen Hamlet und Faust nicht gleichberechtigt neben die Bibel stellen, wir sollen Gott nicht auf den Bergen und im Theater so gut suchen dürfen, als in dem fälschlich so genannten Gotteshause und zwischen den Blättern der alten, heiligen Schriften? Er sollte aus seinem gewöhnlichen Inkognito, in dem allein wir ihn ahnend erfassen und demütig verehren können, im Jahre 1 (oder vielmehr 3) plötzlich herausgetreten sein, um sich in einem Menschen zu verstecken und ihm das Monopol seiner Offenbarung zu verleihen! Welche unsäglich engherzige Auffassung, welche kleinliche und unwürdige Vorstellung vom Wesen Gottes. Wie unendlich fern wäre er uns, wenn er nur in Christo und ganz in ihm zu finden wäre! Warum sollte auch das Judenvolk diese Auszeichnung erfahren und kulturell höherstehende Völker vor und nach ihm Gott nur aus der Ferne verehren? Nein, das können und dürfen wir nicht glauben! Gott offenbart sich überall, wenn wir ihn nur sehn und hören wollen. Er ist uns allen gleich nahe, und es hängt nur von uns ab, daß er heute so deutlich zu uns redet, als vor neunzehnhundert Jahren. Da ist keine Zeit, kein Volk und kein Stand bevorzugt. Natur und Geschichte, Gelehrte und Dichter, Kinder und Greise, arm und reich, Erde und

Himmel, Kirchen und Theater, Malerei und Musik zeugen von ihm. Und die „Offenbarungsurkunde“ ist nicht die Bibel, sondern die Welt, der Offenbarer ist nicht Jesus allein, unser Bruder, sondern alle Menschen zu aller Zeit. Ja, Gott offenbart sich in uns selbst und in zitternder Ehrfurcht fühlen wir uns auf der Höhe unseres inneren Lebens als seine Tempel.

So kommen wir vom historisch-evolutionischen Standpunkt, für den es Absolutes nicht gibt, zu dem gleichen Ergebnis wie vom ethischen Standpunkt, der unser religiöses Empfinden schon instinktiv einnahm, ehe es nach einer verstandesmäßigen, wissenschaftlichen Rechtfertigung seines Verhaltens fragte.

Muß auch über die Trinität an dieser Stelle ein Wort gesagt werden, dieses unfruchtbarste und sinnloseste aller Dogmen, eine Spielerei der griechischen Philosophie, die wir nun bald zweitausend Jahre hinter uns dreinschleppen wie der entflohene Zuchthäusler seine Kette? Von sich aus wäre das religiöse Gefühl nie auf diese unglückliche Erfindung gekommen, an der die orthodoxe Theologie um so zäher festhält, je mehr Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien sie ihrem Scharfsinn ermöglicht. Warum hat man in der Trinität die Gottheit mit einem Menschen und einer Abstraktion zusammengekuppelt? Damit die Zahl drei herauskommt! Und dann begannen die endlosen Streitigkeiten über die gleiche Wesenheit und ähnliche Wesenheit, die Persönlichkeit und Unpersönlichkeit, die so viel Haß gesäet, so viel Scheiterhaufen angezündet, so viel kostbare Kraft und Zeit vergeudet hat. Solche Irrwege der Geschichte können uns an der Vernunft des Weltprozesses sehr begründete Zweifel einflößen. Tröstlich ist dann wieder der starke Mißkredit, in den das Trinitätsdogma seit ein paar Jahrhunderten gekommen ist. Aber resolut das Unannehmbare über Bord werfen, die Gleichstellung Jesu mit Gott entrüstet abweisen, die Entbehrlichkeit des heiligen Geistes

als eines besondern Begriffs — geschweige denn einer Person — mit ein paar Worten nachweisen, dazu fand man noch immer nicht den Mut. Und doch — wieviel Unheil richten die Abstraktionen in unserer Theologie an! Heiliger Geist, Gemeinschaft mit Gott, Liebe zu Gott, Glaube an ihn, Erlösung, Sünde, Buße, ewiges Leben — was stellt sich der ungebildete Laie, der Konfirmand, der Gymnasiast, das Sonntagsschulkind unter diesen hochtönenden Worten und nackten Begriffen vor? Nichts, gar nichts! Religion kann nie ein Lehrgegenstand werden? Was wird er aber anders, wenn man den Kindern Dogmen und Sprüche einprägt? Sie lernen sie und plappern sie nach. Sie führen sie im Munde, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie praktisch etwas bedeuten. Sie berauschen sich daran, ziehen aber nicht die einfachsten sittlichen Konsequenzen. Oder könnte man sonst Leuten begegnen, die sich der Sünde wider den heiligen Geist anklagen oder sich einbilden, sie liebten einen Menschen mehr als Gott? Als ob Gottesliebe etwas anderes als Menschenliebe wäre! Als ob wir nicht dann am ehesten Gotteskinder genannt werden dürfen, wenn wir mit tatkräftiger Teilnahme aus allen Kräften und aus allen Mitteln am Wohlergehen unseres Nächsten arbeiten, Liebe verbreitend, Vorurteile zerstörend, Güte und Nachsicht in allen Fällen übend? Als wenn Hausandachten, Kirchengehn und Gebet, falls dieses praktische Wirken ihnen nicht entspringt, anderes wären als Lästerung und Heuchelei! Und in wie vielen Fällen löst diese fromme Vertrautheit mit den unverdauten Abstrakta sittliches Handeln nicht aus? Gibt es heutzutage in den kirchlichen Kreisen etwa mehr gute Menschen als außerhalb? Wozu dann aber der Aufwand an hohlen Worten?

Wir kommen zum Zentraldogma der christlichen Theologie, zu Sünde und Erlösung. Das Böse ist selbst von Theologen oft in seiner Besonderheit geleugnet und als ein minder Gutes, als notwendiger Schatten, als Schwäche und

Entwickelungsnotwendigkeit erklärt worden. Das ist es gewiß in manchen Fällen, und es wäre kurzsichtig, sich dagegen wehren zu wollen. Aber das Böse ist auch oft genug, ja meist, eine furchtbare, aktive Macht, die unbedingt nicht sein soll, gegen die der Kampf bis aufs Messer geboten ist. Wir leiden darunter, wir ringen damit, wir erliegen ihm und raffen uns auf. Es macht uns traurig und verzweifelt. Wir sehen es bei denen, die uns lieb sind, und es schmerzt dort noch mehr, denn wie möchten sie ohne Fehler sehen und uns ihnen in grenzenlosem Vertrauen ganz hingeben und ganz unterordnen. Unser Leben ist ja nichts anderes, als der unablässige Widerstand gegen das Böse in und um uns, die schwere Klage um das Geschehene, das verzweifelte Streben zur Besserung. Mag man es Sünde, Schuld oder Fehler nennen, das Böse ist da und es muß fort. Nur Hochmut und Blindheit glauben nicht an seine Existenz.

Es gibt freilich im Ernst nur eine einzige Sünde: die Selbstsucht! Alle anderen entstammen ihr und gehen in ihr auf; was nicht Selbstsucht ist, ist nicht Sünde. Wie es denn auch keine besonderen Sünden gegen Gott, Christus, den heiligen Geist oder sonst wen geben kann, denn es gibt nur Sünden gegen Menschen. Gott braucht in unserem Leben gar keine Rolle zu spielen; wir können fromm sein ohne ihn. Von einem der größten Wohltäter der Menschheit wird berichtet, daß er auf die Frage nach seiner Bekehrung erstaunt erwiderte: „Daran habe ich noch nie gedacht.“ Das ist eine schöne, edle Antwort, denn es gibt leider genug Menschen, die umgekehrt zuviel an sich und zu wenig an die Brüder denken. Nur in der Einsamkeit und in der Not wird das Bedürfnis nach Gott lebendig; das ist auch genug. Oder wollen wir „ein inniges Gebetsleben“ mit Gott der praktischen Liebestätigkeit unter den Menschen vorziehen? Das wäre echt katholisch gedacht. Das Beste ist am Ende, wir vergessen Gott

so völlig über seinen Geboten, daß wir uns der Menschheit ganz hingeben, ohne zu wissen und zu bedenken, daß wir gerade so Gott am nächsten stehen und seinen Willen am besten verrichten, wenn wir ihm sozusagen den Rücken kehren.

Darum sehen wir alle der Erlösung mit Sehnsucht entgegen. Wie bietet sie uns das Christentum? In Form einer Rettung oder eines Loskaufs. Die Theologen sind sich darüber nicht einig, darum empfiehlt es sich, die verschiedenen Theorien nebeneinander zu stellen.

Wir verdienen Tod und Verdammnis durch unsere Schuld. Gott ist beleidigt. Da fällt ihm sein Sohn in den Arm, opfert sich freiwillig für die Menschheit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und Gott verzeiht darum der gerechtfertigten Menschheit in Gnaden. Als ob nicht schon hier ein Widerspruch läge. Oder: wir sind Sklaven der Sünde, Christus sündlos, also frei und sein vergossenes Blut ist das Lösegeld, mit dem er uns loskauft. Oder: Gott, aus Liebe zur unwürdigen Menschheit, gab statt ihrer sein Liebstes, seinen Sohn, preis, damit Gerechtigkeit geschähe und irgend jemand die Schuld büße.

Die Reihe der möglichen Erlösungstheorien ließe sich noch lange fortsetzen, aber das Grundprinzip des stellvertretenden Leidens ist überall gleich wirksam. Und eben dieses ist für unser Empfinden ganz unannehmbar. Daß ein Unschuldiger für die Schuldigen leidet, entlastet nach unserem Gefühl die Schuldigen auch dann keineswegs, wenn sie Zeitgenossen, Freunde und leibliche Brüder wären. Daß er vollends für noch nicht geschehene Sünden leiden und daß seine Tat auch rückwirkende Kraft haben soll, ist ein Unding. Doch weiter: es war dem römischen Scharfsinn vorbehalten, aus der Erlösung einen Handel zu machen. Gott ist geschädigt, er muß seinen Verlust einbringen, ein anderer bezahlt und der Gläubiger erklärt sich für alle Zeiten befriedigt. Kann man sich eine gemeinere und niedrigere Auffassung der Gottheit denken?

Was können wir ferner mit der jüdischen Opferidee anfangen, die in vergossenem Blute ein Äquivalent für begangene Schuld sieht? Was haben für uns Blut und Sünde miteinander zu tun? Welche unglaubliche Verkennung göttlicher Vollkommenheit liegt auch in dem Gedanken, daß Gott zornig ist, daß Jesus ihm in den Arm fällt und durch eine Tat seinen Grimm beschwichtigt. Nur Juden konnten solche Ungeheuerlichkeiten erfinden. Sandte Gott seinen Sohn, so lag offenbar für diesen ein Zwang vor, was die Verdienstlichkeit seiner Tat aufhebt. Ging jedoch Jesus freiwillig oder nach vorheriger Verständigung mit seinem Vater, so bleibt immerhin der Anstoß, daß er durch sein Erdendasein das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen mußte — ein Begriff der Gerechtigkeit, der uns heute unerträglich dünkt, weil er eben auf dem Stellvertretungsgedanken beruht. Mit einem „Mittler" vollends, diesem echt jüdischen Begriff, können wir gar nichts anfangen. Wir mögen uns noch so unwürdig und erbärmlich, gottfern und niedrig fühlen, wir haben doch in dem göttlichen Vater das Vertrauen, daß er uns mit ihm direkt zu verkehren gestattet und uns, seinen Kindern, so viel Kraft und Würde gelassen hat, daß wir dazu auch imstande sind, ohne eines Dritten im geringsten zu bedürfen. Mag Christus uns einmal den Vorhang des göttlichen Geheimnisses gelüftet haben, wir sind ihm dankbar dafür, aber lassen ihn getrost stehen, um zu Gott selbst zu eilen. Göttliche Anbetung vollends können wir nur Einem schenken, und Jesus selbst scheint uns ihrer ebenso unwürdig, als die vielen anderen Menschen, denen wir für unser inneres Leben viel verdanken.

Die christliche Erlösungstheorie operiert mit den bedenklichsten Anthropomorphismen: ein beleidigter mit seinem Sohn zusammenwohnender Gott, der nach längeren Verhandlungen, über deren Natur Meinungsverschiedenheiten bestehen, diesen Sohn auf die Erde sendet, ihn dort bald

als allmächtigen Gott, bald als furchtbar leidenden Menschen sich ergehen läßt, um ihn schließlich wieder zu sich zu nehmen in seine Herrlichkeit. Erstaunt fragen wir uns, worin diese Erlösungstheorie den heidnischen Mythen überlegen sein soll. Sie steht genau mit jenen auf der gleichen Stufe, trägt das scharfe Gepräge ihrer Zeit und erfüllte zweifellos ihren Zweck für diese. Was wir aber mit solchen Konstruktionen anfangen sollen, für die uns die Voraussetzungen längst abhanden gekommen sind, ist nicht einzusehen.

Der Mensch spielt in dem ganzen Prozeß eine passive Rolle. Die Erbsünde und eigene Schuld verhindert ihn an der bescheidensten, sittlichen Tat. „In Sünde und Verderbnis empfangen und geboren, ist er unfähig, von sich selbst aus das geringste Gute zu tun", es bleibt ihm nur übrig, den Abgrund seines Verderbens schaudernd zu ermessen und sich reuig in Gottes Arme zu werfen. Er muß glauben, was leider in diesem Falle nicht nur auf Gottes Güte und Gerechtigkeit vertrauen heißt, sondern auch einen Verzicht auf den Gebrauch seines Verstandes zu bedeuten scheint, der ihn sonst das Widersinnige der so formulierten Erlösungstheorie wohl einsehen ließe.

Die Tatsache, daß die Theologie selbst Milderungen versucht hat, beweist, daß sie kein ganz reines Gewissen mehr hatte. In den schweizerischen Kirchen werden bei Verlesung des Calvinischen, oben zitierten Glaubensbekenntnisses die Worte „empfangen", „Verderbnis" und „geringste" weggelassen. Man glaubt auch nicht mehr an die Verdammnis ungetaufter, wenn auch von der Erbsünde befleckter Kinder, d. h. man macht den Menschen nur für das verantwortlich, was er bewußt und relativ frei verbrochen hat. Aber wo bleiben die weiteren Konsequenzen dieser Anschauung?

Die moderne Theologie beruft sich sehr viel auf die persönliche Erfahrung. Sie fordert uns auf, das Dogma zu

„erleben“ und nur dann es anzunehmen, wenn wir es uns wirklich gefühlsmäßig assimilieren können. Ein sehr richtiges, aber bedenkliches Prinzip, denn es führt nicht wenige aus dem Dogma hinaus ins Freie der theologischen Anarchie. Das war freilich nicht vorgesehen, und die Vertreter der Erlebnistheologie glaubten fest, das Erlebnis müsse für alle Gläubigen nach dem gleichen Schema verlaufen; war das aber nicht der Fall, so hatte man eben nicht richtig „erlebt“ und galt erst dann als guter Christ, wenn man nach der Vorschrift erleben konnte.

Versuchen wir nun einmal, die Erlösungstheorie nach unserem religiösen Empfinden ganz frei zu erleben. Wir fühlen uns sündig. Uns verlangt nach Reinheit und Vollkommenheit. Unser stets erneuter Kampf mit dem Bösen endet nie mit einem vollständigen und endgültigen Siege. Wir ermüden und verzweifeln manchmal — da heißt es plötzlich: Du bist erlöst, die Sache ist längst erledigt, das Rätsel längst gelöst; glaube nur und alles ist in Ordnung. Einem solchen Ansinnen kann mein schuldiges Gefühl nur mit Erstaunen begegnen. Der Umstand, daß irgendwo und irgendwann jemand am Kreuze starb, hilft mir gar nichts und läßt mich ganz kalt. Niemand kann mich so ohne weiteres von der Last befreien, die mit mir aufs Engste verwachsen ist; ich kann mir nur selbst helfen. Erzürnt weise ich die Behauptung ab, daß ich aus mir nichts vermöge. Gewiß, ich bin gebunden durch meine erbliche Anlage — oder meinetwegen Erbsünde — durch mein Vorleben, meinen Beruf, mein Geschlecht, ich bin nicht frei. Aber ich bin auch nicht absolut determiniert, ich vermag etwas von mir aus und will keine Gnade, ich stehe aus eigener Kraft wieder auf und bin sehr wohl imstande, etwas Gutes zu vollbringen. Ich rühme mich dessen keineswegs und will von „Rechtfertigung“ gar nichts wissen, denn ich tue meine einfache Pflicht, aber ich bin zufrieden mit mir, nach meinem Gewissen ge-

handelt zu haben, und diese glückliche Stimmung bewahrt mich davor, beim nächsten Fall ganz zu verzweifeln und in fruchtlosen, nach rückwärts schauenden Bußübungen meine Tagesaufgabe zu vernachlässigen. Ich weiß auch, daß Gott mein Streben anerkennt und daß ihm mein tatkräftiges Wollen auch dann genügt, wenn es von ständigen Rückfällen begleitet ist. Bin ich zu stolz, um ganz von der göttlichen „Gnade" abzuhängen, so bin ich andererseits zu demütig, um mich dem Höchsten und Heiligen gegenüber, sei es auch durch Sein Geschenk, als „gerechtfertigt" zu empfinden. Ich bleibe vielmehr in allen Fällen ein schwacher, armer, sündiger Mensch. Aber Gott verlangt von mir nur, was ich kann, und da ich nur halb frei bin, kann ich auch nur halb gut sein. Darum hoffe ich auf eine Welt, in der nur Güte herrscht, ohne sie mir vorstellen zu können, und glaube an einen ganz guten Gott, ohne genau zu wissen, wie das möglich ist. Diese Einsicht in die Bedingtheit meiner Freiheit und in die Unmöglichkeit, je ohne Schuld zu sein, lähmt keineswegs mein sittliches Streben, denn ich habe stets das Gefühl, noch nicht an der Grenze meines Könnens angelangt zu sein, und bin darum mit mir unzufrieden. Diese Grenze ist für jeden Menschen verschieden, darum ist auch ein Vergleich zwischen dem ethischen Niveau zweier sittlich handelnder Menschen unmöglich. Das Temperament, die Erziehung und die Gelegenheit bedingen eine ganz verschiedene Stellung der Individuen zum Sittengesetz. Wenn dem einen leicht wird, was dem anderen schwer fällt, so sind beider Handlungen bei gleichem Effekt doch nicht gleichwertig. Ebenso verschieden wie die Temperamente sind auch die Gewissen, deren Erziehung und Verfeinerung unsere erste Pflicht ist. Und bei einer solchen Verschiedenheit des sittlichen Bewußtseins ist es auch undenkbar, daß eine von außen kommende „Erlösung" in den meisten Fällen befriedigend sein sollte.

Der Mensch ist also sein eigener Erlöser? Zum Teil ja, und zwar in aller Demut und Bescheidenheit. Aber auch seine Mitmenschen halfen ihn „erlösen", wenn man das ziemlich unglückliche Wort durchaus beibehalten will. Man braucht nur an R. Wagners Dramen zu denken, um sofort zu wissen, was gemeint ist. Ich persönlich habe das lebendige Gefühl, von meiner Familie, meinen Freunden und meinen Büchern viel besser „erlöst", d. h. in meinem sittlichen Streben gefördert und in meinem Glauben an das Unendliche gestärkt zu werden, als von dem Gedanken an die Kreuzigung eines ungerecht verurteilten Juden im Jahre 30. Zu der Empfindung, daß mich ein anderer Mensch, der mich nicht kannte, meine Sprache nicht verstand und meine seelischen Bedürfnisse unmöglich begreifen könnte, nie erlösen kann, gesellt sich die andere, daß die Gottheit ihrerseits einen Erlöser für mich ebensowenig braucht, daß sie auch ohne ihn mit meinem Elend Erbarmen und für mein Streben Anerkennung hat. Von Loskauf und Rettung konnte im Ernst nur dann geredet werden, wenn Gott mit einer feindlichen, persönlichen Macht, dem Teufel also, im Streite lag, dem man durch eine Gewalttat die wehrlosen Menschen entreißen mußte. Mit diesem Anthropomorphismus mußte aber auch das Bedürfnis für den Erlöser schwinden. Daß Jesus diesen Namen gleichwohl neben vielen anderen Erlösern verdient und mit ihnen teilt, soll ja gar nicht bestritten werden. Daß er es aber in höherem Grade sein soll, als meine Zeitgenossen, meine Freunde und mein eigenes Wollen, kann uns nicht einleuchten.

Die Theologie hat nun freilich eine Ausflucht. Sie spricht von „göttlichen Geheimnissen" und vom Evangelium als einer „Torheit", die der „natürliche" Mensch nicht begreifen könne. Erst der von Christo erfaßte und durchdrungene Gläubige sei dazu imstande. Mit diesem Einwand lassen sich alle Bedenken wegerklären; der Zweif-

ler ist eben kein „geistlicher Mensch“. Aber wohin führt uns diese Methode? Dann darf der Kritiker auch nicht mehr über den Dichter reden, weil er keiner ist; der Journalist muß über den Politiker schweigen und der Untertan über seine Regierung. Wir kämen damit zu einer neuen Art „immanenter“ Kritik, die nur von Eingeweihten ausgeübt werden darf und eben darum verdächtig ist.

Nein, das Christentum ist kein Mysterium und der natürliche Mensch nichts Minderwertiges; er bedarf also auch keiner „Wiedergeburt“. Unser Verstand allein kann zweifellos den religiösen Inhalt nicht erfassen, aber dieser darf mit jenem auch nicht in Widerspruch stehn. Gott gab uns die Vernunft, damit wir sie gebrauchen, und wenn sie uns ein Dogma als unannehmbar erwiesen hat, so können wir es als gute Protestanten nicht mit dem religiösen Gefühl durch eine Hintertür wieder hereinpostulieren. Wir können das Übervernünftige, nicht aber das Widervernünftige annehmen und das Gefühl hat nur dort den Primat, wo der Verstand sich inkompetent erklären muß. Daß z. B. ein Gott sei, kann der Verstand weder leugnen, noch beweisen, das Gefühl aber ist seiner gewiß. Kann dagegen der Verstand mit einem Erlöser im jüdischen oder römischen Sinne nichts anfangen, so steht es dem Gefühl nicht mehr frei, ihn demütig willkommen zu heißen. Der Verzicht auf unseren Verstand in religiösen Dingen ist ein Opfer des Intellekts, das wir dem Katholizismus überlassen wollen.

Was den „natürlichen“ Menschen anbelangt, so wollen wir uns dieses ehrende Beiwort nicht nehmen lassen. Ja, wir sind natürliche Menschen, Gott sei Dank. Unsere Natur ist des Guten fähig, und wir gedenken im Dienste Gottes ihre Schätze zu verwenden. Wenn das Urchristentum körperliche Schönheit und Kraft in Mißkredit bringen wollte, wenn es besonders Geburt und Zeugung mit dem Brandmal der Unsittlichkeit versehen hat, so erklärt sich

das aus den Zeitumständen, steht aber im schroffsten Widerspruch mit unserem Denken und Empfinden. Der „geistliche" Mensch ist nichts anderes als der seine natürlichen Gaben zweckentsprechend zur Förderung des eigenen Wesens und des Wohles seiner Mitmenschen gebrauchende natürliche Mensch, einerlei ob dieser Fortschritt durch eine plötzliche sogenannte „Bekehrung" oder durch langsames sittliches Wachstum ermöglicht wurde. Einer besonderen göttlichen Erleuchtung, die an antike Mysterien erinnert, oder gar einer Verleugnung unserer natürlichen Instinkte bedarf es dabei keineswegs; sie wäre im Gegenteile eine „Sünde" und Nichtachtung göttlicher Gaben und Kräfte.

Gewiß ist das Gebot der Nächstenliebe eine „Torheit" für alle, die für den eigenen Genuß auf Erden zu sein glauben. Es ist aber dem Verstande derer höchst einleuchtend, die sich als Teile eines Ganzen, als Glieder einer Familie fühlen und deren Lebensziel ein Reich des Friedens und der Liebe in wechselseitiger Hingebung ist. Zwischen jener „Torheit", die für das Verständnis der Menschenliebe aus Egoismus, der Sünde aller Sünden, noch nicht reif ist und jener anderen, die man uns in Form von Wundern und Kunststücken aller Art als göttliche Botschaft predigt und die wir mit unserem von Gott gegebenen Verstande als indifferent abweisen, sollte man doch zu unterscheiden wissen. Es hieße ihnen zu viel Ehre antun, wollte man sie mit heftiger Polemik verfolgen, denn für unsere seelischen Bedürfnisse ist uns dergleichen ganz gleichgültig. Will man uns aber z. B. die Opfer- und Stellvertretungstheorie als für unser religiöses Leben nötig aufdrängen, so protestieren und polemisieren wir aus der Defensive.

Der Mensch ist von Hause aus weder gut noch schlecht, und das Gleiche gilt für die Welt. Wir haben aber das bestimmte Gefühl, dem gegenüber die Vernunft sich inkompetent erklärt, daß beide gut werden können und sollen. Wie es sich reimt, daß das Böse ein notwendiges

Entwickelungsmoment und doch ein Nichtseinsollendes ist, kommt für unseren Zweck als Problem nicht in Betracht. Genug, daß wir zum Wirken des Guten berufen sind und daß unser Pflichtmaterial, die Welt, sowohl besserungsbedürftig, als auch besserungsfähig ist. Das war freilich nicht die Meinung der Urchristen, die im Weltleben etwas unbedingt Verwerfliches und Meidenswertes sahen. Der Parusiegedanke hatte sie eben ganz in Beschlag genommen und ihr ganzes Denken anders orientiert. Familie, Beruf und irdische Genüsse wurden ihnen gleichgültig, wie etwa heute noch in Kriegszeiten die höheren Interessen der Rettung des Vaterlandes allen anderen Verpflichtungen und Beschäftigungen mit Recht vorangehn. Als aber der Irrtum der Parusie erkannt war, blieb der Gegensatz zum Weltleben bis zur Reformation bestehn. Ja, es ist nicht einmal Luther gelungen, den Protestantismus in eine unbedingt weltfreundliche Stellung zu versetzen. Gibt es doch heute noch Leute, die da meinen, man erbaue sich in der Kirche mehr als im Theater und bei der Hausandacht mehr als im Walde, in den Bergen und im Konzertsaal. Man spricht noch von „weltlichen" Vergnügungen und glaubt es sich schuldig zu sein, nachdem man ihnen eine Weile mit halb reinem Gewissen nachgegeben hat, sich mit feierlicher Miene den geistlichen Übungen wieder zuzuwenden. Und doch sollte man von Luther, der doch wohl kein liberaler Theologe war, wissen, daß unser ganzes Leben ein Gottesdienst sein soll und daß Gott im Andachts- und Gebetbuch nicht mehr und nicht weniger enthalten ist als in einer Partitur oder einem Drama.

Immerhin sind die Fortschritte in der Weltfreudigkeit des Protestantismus, gerade im 19. Jahrhundert, gewaltig groß. Vom Tränental der Welt, von der „kleinen Weile", die bis zur „Entrückung" noch vergeht, ist heute nur noch in Sekten die Rede. Ihnen überläßt man auch die Ausmalung des Paradieses mit goldenen Stühlen, silbernen

Harfen, glänzenden Strömen, bunten Fahnen, weißen Lämmern, Engelchören, aufgeschlagenen Büchern, furchtbaren Gerichtssitzungen usw. Kurz, der Schwerpunkt des christlichen Lebens ist mehr und mehr ins Diesseits verlegt worden, und die Predigten über die große Posaune, das Herniederfahren der Engel, die ihre Gräber zerbrechenden Toten, die berstende Erde, die verzehrende Gluthitze und andere schöne Dinge sind selbst am zweiten Advent und am Totenfest überaus selten geworden. Ja, religionsfreundliche Philosophen haben sogar einen entschlossenen Verzicht auf die Transzendenz vorzuschlagen gewagt. Dazu können sich andere zwar nicht verstehen und wohl mit Recht. Gewiß ist die Erde und nur sie der Schauplatz unserer Tätigkeit. Sie allein ist uns bekannt, auf ihr kennen wir unsere Pflicht und — hic Rhodus, hic salta — die religiöse Predigt muß das Schwergewicht ihrer Argumentation auf unser Verhalten im Weltleben richten. Christ sein, heißt nicht mehr über die Mauer schauen wollen und in entzückter Haltung, den Blick auf die Sterne gerichtet, untätig verharren. Christ sein, heißt hier seine Pflicht tun, mit dem Weltleben verschmelzen und es mit dem Geiste der Liebe und der sittlichen Kraft durchdringen. Damit ist die Aufgabe des Christen erschöpft und erledigt. Seine Seligkeit beruht nicht im Psalmensingen, noch in der Ruhe im Schoße Gottes, sondern in seiner Arbeit und im Gefühl eines reinen Gewissens und eines unablässigen Kampfes mit dem Bösen. Was nachher folgt, interessiert ihn erst in zweiter Linie. Er hofft und glaubt an ein Fortleben und ein Wiedersehen, ohne sich müßigen und kindlichen Träumen hinzugeben. Er erkennt auch solche als Christen an, die ein Jenseits leugnen, aber in ihrem Erdenwandel als Jesu Jünger sich tatkräftig erweisen. Dagegen versagt er die Bruderhand allen, die über dem Jenseits die irdischen Pflichten dem Nächsten gegenüber vergessen oder vernachlässigen.

Das aber ist noch kein Grund, Unsterblichkeit und ewiges Leben zu leugnen oder zu mißachten. Die Vernunft hat hier nichts mehr zu suchen, sie kann nichts beweisen noch bestreiten. Das Gefühl aber verlangt nach einer Fortsetzung unter anderen Lebensbedingungen, nach einem ruhigeren und reinen Dasein, nach einem weiteren Fortschritt in der sittlichen Vollkommenheit, nach einer Befreiung von aller Kleinlichkeit und allen Überflüssigkeiten des Erdendaseins, mit denen wir uns täglich, oft in blutigem Ringen, herumschlagen müssen. Es verlangt nach einer Sichtung, die den Guten zur Anerkennung verhilft und die Pläne der Bösen ans Tageslicht zieht. Nicht zwar nach einem Gericht, denn das Böse richtet sich selbst, aber nach einer Klarlegung des menschlichen Wollens im Guten und Bösen, nach einer Bestätigung unserer Hoffnungen auf den endlichen Sieg derer, die reinen Herzens sind und das Gute wollten, nach einer Tilgung aller Heuchelei, Falschheit, Verstellung, Übertreibung und Unwahrhaftigkeit, nach einer Gemeinschaft mit denen, die uns entrissen wurden und die eine Weile nur in unserem Herzen weiterlebten.

Wer dieses Bedürfnis nicht empfindet, dem können wir nicht helfen. Aber er muß nie einen Augenblick über sich nachgedacht, nie einen lieben Menschen verloren, nie einen Trauernden getröstet haben. Er muß blind ins Blaue gelebt und gearbeitet haben und nie sich seiner Menschenwürde und seines Daseinszwecks bewußt geworden sein. — Nur empfiehlt es sich hier mehr als sonstwo, von aller Ausmalung und Ausdenkung im einzelnen abzusehen. Ewiges Leben ist für unser kleines, dummes Menschenhirn etwas Unfaßbares, das wir nur durch sein Gegenteil, die Vergänglichkeit, staunend zu ahnen vermögen. Jeder Versuch, es zu verstehen und zu erklären, führt uns entweder dem Wahnsinn oder der Lächerlichkeit in die Arme. In der Regel mehr dieser als jener; denn das christlich-jüdi-

sche Paradies, wie es oben in biblischen Stichworten angedeutet wurde, ist ebenso langweilig als komisch. Hätten wir nichts Besseres als dieses arbeits- und ziellose Herumsitzen zu erwarten, so wäre das Aufhören unserer Bewußtheit unendlich vorzuziehen. Wieviel höher steht doch die antike Doktrin der Seelenwanderung da! Und wie viel interessanter und ernster ist der Hades, als die christliche Hölle mit ihren Teufeln und ihrer Hitze. „Giebt es eine Hölle", schrieb Frau von Pressensé, „so beklage ich die Seligen in ihrem Paradies." Es muß in der Tat ein sonderbarer Heiliger gewesen sein, der zum erstenmal die selige Muße der Erlösten in der Weise nützlich und angenehm beschäftigte, daß er ihnen den Genuß als Zuschauer der höllischen Qualen und der irdischen Mühsal verschaffte. Solange das Böse im Guten nicht aufgegangen ist, so lange ist auch die sittliche Weltentwicklung nicht zum Ziel gekommen. Verzichten wir aber auf die Hölle mit den geschwänzten, gehörnten, bocksbeinigen, feuerschürenden Teufeln, so verzichten wir ebenso gerne auf den Himmel voller Geigen mit den lieben Engelein und dem bärtigen, auf einem geschnitzten Stuhl sitzenden Gottvater. Je entschiedener wir aber auf eine sinnliche Vorstellung des ewigen Lebens verzichten, desto fester klammern wir uns an die Hoffnung eines Fortlebens nach dem Tode, die uns niemand rauben kann, in einer uns unfaßlichen und unbekannten Weise.

* * *

Wir sind am Ende unseres kleinen Spazierganges durch die christliche Dogmatik, bei dem wir uns überall da nicht aufhielten, wo unsere Zustimmung oder unsere Ablehnung selbstverständlich war und keiner Diskussion bedurfte. Oder hat der Leser eine Diskussion der vier Hypothesen über die Auferstehung Jesu, ein Kapitel über die Gemeinschaft der Heiligen, die Beschäftigung, Zahl und Leiblichkeit der Engel oder die Eigenschaften Gottes erwartet? — Nun

schließe man aus dem Obigen nicht etwa, daß hier ein undogmatisches Christentum gepredigt werden sollte. Das Dogma ist eine Notwendigkeit. Unser religiöses Gefühl verlangt nach einer verstandesmäßigen Ausprägung seines Erlebnisses. Aber während unser religiöses Gefühl sich frei wandelt und fortentwickelt, hat sich die Theologie an eine einmalige verstandesmäßige Ausprägung gebunden, die ihm nicht mehr entspricht. Das Dogma ist eine Form, die von Zeit zu Zeit zerbrochen werden muß, die Theologie aber hat sie in neunzehn Jahrhunderten nur geflickt, abgekratzt und neu übermalt. Man hat das als Unaufrichtigkeit bezeichnet und die Pfarrer als Heuchler gebrandmarkt, die nicht mehr glauben, was sie predigen. Der Vorwurf ist in den allermeisten Fällen ganz ungerechtfertigt. Denn wenn der moderne Theologe auch nicht mehr den religiösen Inhalt so verstehn kann, wie ihn der wissenschaftlich ungeschulte Laie naiv erfaßt, so hat er doch die Empfindung, mit ihm in allem Wesentlichen einer Meinung zu sein, und darum zerbricht er nicht die ehrwürdige Form, auf die er selbst keinen Wert mehr legt. Er möchte die Kontinuität der Tradition nicht unterbrechen und fährt fort, sich der alten Ausdrücke (Bekehrung, Gottheit, Erlösung) zu bedienen, obschon er sie in wesentlich anderem Sinne braucht. Der Laie aber sieht in seinem Schrecken nur die Differenz, die man ihm schonend verborgen hielt und, am Äußerlichen hängen bleibend, erhebt er den Vorwurf der Unaufrichtigkeit gegen ehrliche Leute, etwa wie das Kind, das nach einer Märchenerzählung entrüstet ausruft: Aber das ist ja alles gar nicht wahr, und unter solchen Umständen den Gehalt des Märchens nicht mehr zu genießen vermag. Warum aber wandelt sich die dogmatische Formulierung durch die Zeiten? Weil sie mit wissenschaftlichen Begriffen arbeitet und dadurch an die stets fortschreitende Geistesentwickelung gebunden ist. Darum ist ja eben die Heidenmission nach der theologischen Seite ein Unding;

den armen eingeborenen Predigern, die man mit Dogmatik vollstopft, fehlen alle wissenschaftlichen Voraussetzungen zum Verständnis des Systems. In alten Kulturländern vollends, wie China und Japan oder Indien, stößt der Missionar auf eine Geistesentwickelung, die er sich selbst erst assimilieren muß, ehe er verständlich werden kann. Bestünde das neue Evangelium nur aus den drei Evangelien, so wäre die Freiheit der dogmatischen Formulierung schon unbeschränkter. Mit „Johannes“ und „Paulus“ aber haben sich griechische und jüdische Philosopheme eingeschlichen, die dank der Inspirationstheorie als integrierender Bestandteil der christlichen Wahrheit galten. Dieser ganze Ballast, um von dem Ebionisten Lukas und dem Weissagungsfreund Matthaeus nicht zu reden, wurde nun durch die Jahrhunderte ehrfürchtig mitgeschleppt, und jetzt können wir ihn nicht wieder loswerden, ohne das ganze Gebäude zu zerschlagen.

Darum ist, scheint uns, die christliche Theologie und die christliche Kirche dem Bankrott nahegekommen. Wir haben eingesehn, daß die Quellen über Jesus so bescheiden sind und so schlecht informieren, daß über seine eigentlichen Gedanken und Absichten die schmerzlichsten Zweifel bestehn. Erst hielt man sich an die Bibel, dann an das Neue Testament, dann an die Evangelien, dann an die Lehre Jesu, dann an seine Person und jetzt sieht man langsam ein, daß auch in dieser letzten Beschränkung Sicherheit nicht zu finden ist. Wir glauben weder an eine Selbstzersetzung des Christentums, noch sind wir der Meinung, daß es seine Rolle ausgespielt und seine Mission erfüllt hat. Wir glauben nur, daß mit der Aufgabe des Dogmas der buchstäblichen Inspiration der Kritik freiere Bahn geschaffen ist und daß diese Kritik, wenn sie vorurteilslos und konsequent arbeitet, dahin kommen muß, wo wir eben stehn.

Was aber nun? Wir wissen es nicht, und mit dem,

was uns bleibt, können wir uns wohl noch eine Weile halten. Wir versuchen, nach Christi Liebesgebot zu leben und seinem Beispiele trotz unserer Schwachheit von ferne zu folgen. Wir glauben an einen Gott der Liebe, den er uns besser kennen lehrte, als viele vor und nach ihm. Wir beten zu ihm, nicht, als ob wir uns einbildeten, etwas durch unsere Worte zu erlangen, noch seine Entschlüsse im geringsten zu ändern, sondern weil es uns drängt, ihn unserer Hingebung und unseres Vertrauens zu versichern, ihm unsere Not und unser Glück wie zärtliche Kinder zu berichten, die den Eltern eifrig erzählen, was sie längst selbst wissen. Und doch, wer hätte je die Inkonsequenz eines Bittgebets in Trübsal und Sorge ganz vermieden? Mag ihm auch wie dem Mitteilungsgebet nur subjektive und suggestive Bedeutung zukommen — es gibt doch Augenblicke, in denen das Alogische über uns Macht gewinnt, ohne daß wir uns seiner im geringsten zu schämen haben. Nur müssen wir freilich in nüchterner Erwägung fest überzeugt sein, daß unsere himmelstürmenden Gebete am Gang der Dinge keinen I-Punkt ändern können, daß Gott sich durch uns, wenn anders Er heilig und gerecht ist, in keiner Weise auch nur einen Augenblick bestimmen läßt.

Aber wir suchen Ihn nicht nur im Gebet. Wir sind freie Weltkinder, die mit Freuden die von Gott geschenkten Güter sich zunutze machen und in Kunst und Natur, in den Büchern aller Weisen, in den Herzen aller Guten Gott suchen und finden. Das Gute fleißig schaffend, Gerechtigkeit und Liebe verbreitend glauben wir uns neben jene stellen zu dürfen, die für unsern Unglauben nur Mitleid oder Zorn und Verachtung haben. Wir beurteilen einen Menschen nie nach seinem Denken, sondern nur nach der Tiefe seines Empfindens, der Kraft seines Handelns und womöglich nach seinen Motiven, d. h. nach seinem Wollen, nicht aber nach dem Reichtum seines Verstandes, seiner Parteifahne und seiner Gesinnungstüchtigkeit. Eine

religiöse Lehre schätzen wir nach dem Maße tätiger Liebeskraft, die ihr entspringt und nach dem Vermögen, das sie besitzt, ihre Anhänger zu höheren Menschen zu bilden. Ein Christ, der unzufrieden, anspruchsvoll und wehklagend durchs Leben geht, ist uns ebenso verächtlich, als ein atheistischer Agitator, der mit dem Glauben an Gott auch den sittlichen Ernst und die Selbstzucht über Bord geworfen hat. Wir glauben an eine religionslose Moral, wissen aber wohl, daß sie nicht für jedermann ist und hüten uns, aus bloßer Zerstörungswut die religiösen Grundlagen dort zu untergraben, wo kein Zweifel an ihnen nagt und wo über der religiösen Verehrung das sittliche Handeln und die praktischen Gebote Gottes, die wichtigsten, nicht vergessen werden.

Was uns vom Christentum bleibt, genügt unserem inneren Leben, unserem Verlangen nach Gott und unserem Verhältnis zu den Brüdern. Wir glauben nicht an eine „Selbstzersetzung des Christentums“ im Hartmannschen Sinne, oder doch nur an eine solche, die den zersetzten Elementen erlaubt, mit einer späteren, noch höher stehenden Religion wertvolle Verbindungen einzugehn. Wohl aber glauben wir an eine Selbstzersetzung der Theologie und der Kirche, die der Religion nur nützen kann. Man muß schon ein Katholik oder ein protestantischer Katholik gewesen sein, um das Kind mit dem Bade auszuschütten und mit A. Dide La Fin des Religions (Paris, Flammarion, 450 S.) in dem Zusammenbruch der katholischen oder protestantischen Theologien und Kirchen zu sehn. Das ist ja das Bedenkliche an dem sonst so erfreulichen Kulturkampf in Frankreich. Die Religion leidet schwer unter ihrer Verwechslung mit dem Priester und der Kapelle; sie ist dort mehr als irgendwo in Gefahr, das Los jener zu teilen. Ein Angriff auf sie wird immer zugleich als ein Protest gegen die Religion selbst empfunden, deren Sache oft genug die Angreifer gerade verfechten möchten — wenn sie es

nötig hätte. Nein, die Religion in ihrer christlich-protestantischen Ausprägung, so mangelhaft und vervollkommnungsfähig sie ist, bleibt immer noch die relativ höchste und beste. Als wissenschaftlich denkende Menschen aber schauen wir mit Spannung nach dem noch dunklen Horizont, der Dinge harrend, die kommen müssen. Das Christentum eine Religion unter vielen vor und nach ihm, Jesus ein Mensch unter vielen, seine Lehre sich fortbildend, bis sie zu einer neuen Religion der Zukunft wird, die selbst wieder relativ, nie absolut sein wird, solange die Welt weiterschreitet. Jesus ist nicht der erste Erlöser und Gottessohn gewesen, und es wäre Zeit, daß man seinen Vorgängern nicht nur unter den Gelehrten, sondern auch im Volke, in Kirche und Schule die Ehre erwiese, die ihnen zukommt. Jesus wird auch nicht der letzte Erlöser und Gottessohn sein, denn in geistigen Dingen gibt es keinen Stillstand. Er verliert durch diese Einreihung unter die Großen der Menschheit nichts von seiner Würde und der ihm gebührenden Verehrung.

III. Kirche und Kultus.

Anhangsweise mag noch über die Konsequenzen obiger Ausführungen für das kirchliche Leben ein Wort gestattet sein.

Es ist sehr modern und sehr billig, die Kirche zu verleumden und ihre Diener lächerlich zu machen. Die Hexen- und Ketzerprozesse, die Spitzfindigkeiten der Scholastik, die Wunderumdeutungen des Rationalismus, die fetten Pfründen, die langweiligen Predigten, der schlechte Gesang müssen abwechselnd dazu herhalten. Nicht alle dieser Vorwürfe sind berechtigt, und noch weniger sind sie aktuell. Einiges bleibt immerhin noch zu beanstanden.

Daß eine Staatskirche prinzipiell ein Unsinn ist, wird man gern zugeben. Der Staat als Hüter der Ordnung bezahlt die Diener Gottes, er inspiziert und maßregelt sie. Er richtet über ihren Glauben und Unglauben, obschon er eine weltliche Behörde ist. Er sieht die Prediger der Sitte und Ordnung, auch wenn es ihnen an Tiefe und Ernst fehlt, lieber als die unbequemen „Revolutionäre der Frömmigkeit", so aufrichtig und original sie sein mögen. Ein vom Staate besoldeter Diener Gottes, der schon in seinem eigenen Interesse nicht wohl anders kann, als den status quo als den gottgegebenen zu empfehlen und der darum (Gott behüte mich vor meinen Freunden!) von allen eifrig unterstützt wird, die mit dem gegenwärtigen Gesellschaftszustande aus leicht erratbaren Gründen zufrieden sind, muß notwendig das Mißtrauen aller wecken, die von einer

sozialen Umwälzung das Heil erwarten. Der Pfarrer als Staatsdiener und Reichenfreund meidet jedenfalls den bösen Schein nicht, was in einer Zeit wie der unsern doppelt bedenklich ist, die im Staate mit Recht oder Unrecht den Schützer der oberen Zehntausend vermutet. Hier liegt die Ursache des Mißkredits, unter dem der Geistliche heute beim Volke leidet. Die Gebildeten aber sehn in ihm nur zu oft einen Heuchler oder einen Gefangenen. Sie wissen, was man ihm auf der Hochschule lehrt und sehn, wie wenig er praktisch mit dem Ergebnis seiner Studien anfangen kann und darf. Hat er theoretisch zu viel, so hat er praktisch zu wenig mitbekommen und hat er die Praxis erlernt, so hat er die Theorie vergessen, weil diese nicht auf jene zugeschnitten ist. Das sehn auch die Strenggläubigen und meinen, man müßte den Professoren den Mund stopfen, während es vielmehr darauf ankommt, ihn den Pfarrern zu öffnen, wenn die theologischen Fakultäten auf Wissenschaftlichkeit noch einigen Anspruch erheben wollen. Eine hohe Kirchenregierung aber, die sehr wohl weiß, daß sich die Wissenschaft nicht knebeln läßt, daß aber auch die empörten Laien befriedigt werden müssen, rät zu einem faulen Frieden und beschwört die Theologen, nur die „gesicherten Ergebnisse“ in „schonender Form“ mitzuteilen, wobei sie als gesichert nicht einmal das betrachtet, was außerhalb der Kirchenmauern schon längst Gemeingut der Gebildeten geworden ist.

Eine Freikirche würde manche dieser Mißbräuche abstellen. Der Pfarrer wäre kein Klassendiener mehr und seine theologische Stellung würde nicht vom grünen Tische aus hierarchisch, sondern von einer Kollegenversammlung brüderlich beurteilt. Der Laie würde auch nicht mehr ohne seinen Willen zur Kirche gezählt werden, sondern müßte seinen Beitritt durch persönliche Zustimmung erklären, es überhaupt mit seinen Pflichten und Rechten ernster nehmen. Der moralische Zwang, den die Kirche, wenigstens bei

Taufe, Trauung und Beerdigung auch heute noch auf Unkirchliche und selbst Ungläubige ausübt, würde wegfallen, denn die Freikirche bestände nur aus Bekennern und Gläubigen aus freier Zustimmung.

Prinzipiell ist kein Zweifel über den Vorzug der Freikirche vor der Staatskirche möglich. Brennend wird die Frage freilich nur da, wo der Staat sich in praxi nicht einfach auf eine Verwaltung der Kirchengüter beschränkt, wie z. B. in der Schweiz, sondern wo er seine Hoheitsrechte disziplinarisch geltend macht, wie in Deutschland und speziell Preußen. Leider scheint nun aber keineswegs das Bedürfnis nach Freiheit von staatlicher Bevormundung zu den freikirchlichen Gründungen zu treiben, sondern vielmehr das Verlangen nach der „reinen Lehre", d. h. nach gebundener Forschung, so daß also die geistige Knebelung in den Freikirchen noch schlimmer als in den Staatskirchen wäre. Der Pfarrer kann somit über das Dilemma nicht hinweg: entweder du schweigst und vergißt, dann bist du allen genehm; oder du redest frei heraus und dann bist du verloren! Viele empfinden ja gar nicht in dieser Schärfe, weil sie nicht stark theoretisch veranlagt sind. Andere sind fest überzeugt, daß ihr Glaube von keinem wissenschaftlichen Argument getroffen werden kann. Wieder andere, besonders in Landgemeinden, verlieren das Feingefühl für geistige Probleme und werden theoretisch bequem; oder sie wittern den Feind in der wissenschaftlichen Beschäftigung und lassen die Kommentare verstauben. Dort wo es Not und Elend zu lindern gilt, Kranke zu trösten, Streitende zu versöhnen, Kinder zu unterweisen sind, wo die eigene Familie den Rest geistiger und physischer Kraft in Anspruch nimmt, bleibt auch wirklich kein Platz mehr für die wissenschaftlichen Fragen nach der Absolutheit des Christentums oder dem jüdischen Einschlag der Erlösungsidee. Nur einmal in der Woche werden diese Fragen plötzlich wieder beängstigend lebendig: wenn es die Predigt zu machen gilt!

Gewiß kann man auch undogmatisch und praktisch predigen, man kann sich auch an die schönen Dispositionen in den Lehrbüchern und Zeitschriften halten, aber ein paar eigene Gedanken sollte man, in der Stadt wenigstens, doch haben.

Man sagt, die Predigt sei Erbauung. Das ist sie auch, aber sie ist nicht nur das, wie im Katholizismus, sondern auch Gedankenmitteilung. Und als solche kann sie nicht mehr der ganzen Gemeinde dienen; sie muß notwendig entweder den gebildeten oder den ungebildeten Teil unbefriedigt lassen. Denn Gedankenmitteilung ist nicht nur für die Lebensalter, sondern auch für die Bildungsstufen verschieden. Wer für Bergmänner und Bauern, für Schneider und Gemüsehändler predigt; der predigt nicht zugleich für Ärzte und Professoren. Eine Landgemeinde ist homogen, das Bildungsniveau der Hörer ist mit wenigen Ausnahmen annähernd das gleiche; eine Stadtgemeinde ist gemischt und eine für den Durchschnitt berechnete Predigt wird alle verstimmen. Da sind die Arbeitergemeinden in der Vorstadt und die vornehmen Gemeinden im Westend noch besser daran: Der Pfarrer hat eine homogene Zuhörerschaft und die Pfarrkinder haben den Pfarrer gewählt, den sie brauchen; jene den lauten und lebhaften Volksredner, diese den feinen und gemessenen Weltmann.

Man wende nicht ein, das erbauliche Moment der Predigt sei so stark, daß es alle zu fesseln und zu einigen vermöge; das ist es nicht. Zur Erbauung sind Gesang und Gebet in erster Linie da; die Predigt, die ein Drittel, ja die Hälfte der dem Gottesdienst gewidmeten Zeit in Anspruch nehmen soll, und in seinem Mittelpunkt steht, muß und will mehr geben. Würde man sie sonst drucken, wie man Vorträge und Vorlesungen druckt?

An dieser Doppelaufgabe kranken die Predigten und die Prediger. Ihre Ansprachen sind zu persönlich, als daß man sie für eine freie Zusammenstellung bekannter Glaubenssätze und Bibelstellen halten könnte; sie sind andrer-

seits zu eintönig und uninteressant, als daß man ihnen wie einem Vortrag zu folgen vermöchte. Dem Mann aus dem Volke ersetzt die Predigt den Vortrag; sie ist oft sein einziger geistiger Genuß in der Woche außer der Zeitung. Sie ist gut für ihn und, wenn er einmal zum Prediger Vertrauen gefaßt hat, kommt er auch. Aber was soll der Gebildete mit der Predigt anfangen, er, dem Bibliotheken und Hörsäle zur Verfügung stehn? Unmöglich kann er sich an einer Rede „erbauen", die als geistige Leistung tief steht. Und darum soll man es ihm nicht verargen, wenn er nicht mehr kommt, und sich nicht wundern, wenn die Gebildeten in hellen Haufen der Kirche den Rücken gewandt haben.

Die armen Pfarrer sind zwar nicht die Schuldigen, sondern die Institution des Gottesdienstes selbst, die nach katholischem Muster protestantische Bedürfnisse zu befriedigen glaubte. Der Pfarrer soll im Jahre mindestens sechzigmal in Abständen von 168 Stunden auf Kommando Gedanken haben, Abendgottesdienste, Bibelstunden, Tauf-, Trau- und Beerdigungsreden nicht mit eingerechnet. Er soll wöchentlich einmal eine halbstündige Rede halten, ohne in den meisten Fällen den inneren Beruf und die äußere Schulung zum Reden zu besitzen. Er soll am Karfreitag und Totenfest traurig, am Ostersonntag und Weihnachtstag fröhlich predigen und diese aufgezwungenen Stimmungen[1]) kehren in jährlicher Periode wieder. Die Zahl seiner Texte

[1]) Als Kind versuchte ich am letzten Samstag Abend des Kirchenjahres mich mit Gewalt in die übliche Weltschmerzstimmung der Sylvesternacht zu versetzen, da für einen Christen das Kirchenjahr doch mindestens die gleiche Bedeutung haben müsse als das bürgerliche. Da aber meine Eltern diese Argumentation trotz ihrer anerkannten Frömmigkeit nur belächelten, kam ich zu der Erkenntnis, daß dieses gewaltsame Fröhlich- und Traurigsein-Wollen, das die christlichen Feste uns während sechs Monaten periodisch vorschreiben, vom Übel sei, auch wenn die rote Altardecke am Ostersonntag und die schwarze am Freitag vorher uns dazu helfen möchten.

ist beschränkt, manchmal werden sie ihm gar vorgeschrieben, oft müssen sie sich wiederholen. Wie soll der Unglückliche in solchen Fesseln seinen Beruf nicht zum Handwerk erniedrigen? Wo in aller Welt soll das heilige Feuer herkommen, das so regelmäßig nach Vorschrift angezündet und gelöscht werden muß? Wer kann es ihm übelnehmen, wenn er nach ein paar Jahren im Nachbarort acht Tage später die gleiche Predigt hält oder seine Predigten zu einem Häuflein türmt und an jedem folgenden Sonntag die unterste Schicht wieder ans Tageslicht fördert? Der Mann muß ja, wenn er nicht ein außerordentlich begabter Mensch und geborener Redner ist, binnen kurzem tötlich langweilig werden, und er wird es auch. Das ist sein gutes Menschenrecht, darob wir ihm auch gar nicht böse sind und das wir ihm nicht verkümmern wollen. Nur erlaube er uns, zu Hause zu bleiben.

Ist die Regelmäßigkeit und Häufigkeit der Predigt für den nicht abgestumpften und dickfelligen Pfarrer eine geheime Not und Qual, so macht die Textbehandlung seine Lage noch schlimmer. Warum muß er denn durchaus über einen Text predigen? Warum läßt man ihn nicht einfach sagen, was er will? Und nun gar, um die Qual zur Folter zu machen, über einen bestimmten Text, oft genug über einen unmöglichen? (Perikopenzwang). Viele helfen sich ja aus der Not. Sie predigen eben nur zum Schein über diesen Text und sagen in Wirklichkeit, was ihnen am Herzen liegt. (So Spurgeon, wenn er über „Und sie wurden alle satt“, oder „Verflucht sei der Tag meiner Geburt“, oder „Sie tat, was sie konnte“ predigte.) Aber solche Freiheiten sind in den homiletischen Seminaren verpönt und wehe dem Unglücklichen, der nicht im Sinne des Textschreibers ein Thema mit drei Teilen zu finden vermag. Entsetzlich! Die biblischen Autoren hätten sich gewiß nicht träumen lassen, daß man ihre kleinen Gelegenheitsschriften, Briefe und Notizen jahrtausendelang auf diese Weise kom-

mentieren und vergewaltigen würde. Denn ohne Vergewaltigung können so zufällig entstandene, flüchtig entworfene und anspruchslose Dokumente unmöglich für alle Zeiten und Nationen Erbauungsstoff liefern. Man darf es darum den Predigern auch nicht übel nehmen, wenn sie, oft ganz unbewußt, zum bösen Spiel gute Miene machen und auch ohne Verdrehung des Textes weise Absicht und wunderbare Feinheit da finden wollen, wo der einfache Zufall gewaltet hat. Was hat man nicht alles hinter der, frei herausgesagt, jesuitischen Antwort Christi auf die Pharisäerfrage „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist" für tiefe Weisheit finden wollen. Und wie eifrig ist man bemüht, so entschieden verunglückte Gleichnisse, wie die vom ungerechten Haushalter und vom unverschämten Geilen erbaulich und — erträglich zu machen! Welchen heiligen Eifer verwenden die jungen Pfarrer darauf, die ganz bedenklich eudämonistische Ethik gewisser neutestamentlicher Stellen zu verwischen oder die scheußlichen Metzeleien des Alten Testaments als heilige und gottgewollte Kriege erscheinen zu lassen. Ich entsinne mich einer Predigt, in der mit viel Geist nachgewiesen wurde, warum Paulus seinen Korinthern erst die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und dann die Liebe Gottes wünscht!

Ahnen unsere Laien nicht, was es einen Pfarrer oft kosten muß, seinem Texte einen neuen und brauchbaren Gedanken abzuringen? Will gar nichts mehr helfen, dann ist die allegorische Auslegung noch das letzte Auskunftsmittel, obwohl sie in einer so stark historisch empfindenden Zeit, wie der unseren, in ihrer Nichtigkeit sehr schnell durchschaut wird. Predigt man aber historisch, so kommt einem die ganze Unvergleichbarkeit der urchristlichen mit unserer Zeit zum Bewußtsein. Die damaligen Menschen haben so völlig anders empfunden und gedacht, ihre Bedürfnisse, ihre Sorgen, ihr Ideal sind uns so total fremd, daß der gewissenhafte Geistliche weit aus-

holen muß, um den Halb- und Ungebildeten seiner Zuhörer einen Schimmer von Verständnis für die damalige Lage zu verschaffen. Der erbauliche Übergang mit dem bekannten „das gilt auch noch für unsere Zeit", hat dann etwas Gequältes und der aufrichtige Laie muß sich sagen: „nein, das gilt nicht mehr und die Jakobiner oder die Romantiker, die Rationalisten und Pietisten interessieren mich viel mehr als die sieben Gemeinden von Laodicea, der See Genezareth und alle Könige und Propheten Israels".

Es ist auch nichts mehr mit der früher so beliebten Wunderpredigt — man beobachte z. B. die Verlegenheit vieler Pfarrer am Himmelfahrtstage, diesem verweltlichten Unglücksfest, das so schnell als möglich verschwinden sollte weil sein erbauliches Motiv an Ostern schon abgeschöpft wurde, — noch mit der historischen Rede. Es bleibt die Moralpredigt, die heute mit Recht im Vordergrunde steht; hätte sie nur nicht so viel Verstimmendes für reich und arm. Es gehört viel Takt und Geschmack dazu, den Protest des Zuhörers nicht herauszufordern und seiner stummen Frage zu begegnen: „Und du da oben, tust du selbst, was du verlangst?" Ist der Pfarrer in seiner öffentlichen Haltung nicht in jeder Beziehung vorbildlich, so möge er das direkte Apostrophieren lieber lassen, das besonders in Landgemeinden oft böse Folgen hat. Die Städter leiden dagegen unter der Banalität dieser allzu verständlichen Sozialethik und das häufige Wiederholen der gleichen Vorwürfe, Klagen und Forderungen macht sie auf die Dauer apathisch. Man vergleiche die Redensart: „Es predigt."

Der Häufigkeit, der Länge und der Langweile der meisten Predigten ist die wachsende Abstumpfung des Publikums zu danken, das erst kommt und hört, dann nur noch kommt und schließlich ausbleibt. Gegen diese Gleichgültigkeit ist kein Kraut gewachsen, denn der schläfrige Gewohnheitskirchengänger gewöhnt sich auch an

das „Wettern“ seines Pfarrers, in dem er nur einen angenehmen Gewissenskitzel sieht, den er mit Befriedigung empfängt. Ich entsinne mich einer Predigt über den Reichtum vor ausschließlich wohlhabenden, ja reichen Zuhörern. Der Pfarrer sprach mit einer zornigen Leidenschaft und einem wilden Feuer, das den Neuling erschüttern mußte. Aber offenbar ging er mit seiner Gemeinde darin einig, daß sie unmöglich sich betroffen fühlen dürfe, denn auf aller Zügen malte sich sanftes Wohlbehagen und am Ausgang war nur eine Stimme des Lobes über den herrlichen Mann. Die Kollekte aber war diesmal etwas kleiner als gewöhnlich.

Es bleibt noch die sogenannte Jesuspredigt, die entschieden die dankbarste ist und unter Umständen alle zu fesseln vermag. Aber auch sie darf nicht zur Gewohnheit werden und sie wird ja zudem durch die festliche Hälfte des Kirchenjahres unterbrochen, in der vier Wochen vorher für das kommende Fest Stimmung gemacht werden muß, was für den Hörer oft so peinlich ist, als für den Pfarrer. Kein Wunder, daß die bekannten Feiertagskirchgänger, die am Weihnachtstage, Charfreitag und Bußtag dem lieben Gott einen kleinen Besuch schuldig zu sein glauben, mit dem Satze nach Hause kommen, den man von Ärzten nach der Wiederaufnahme unterbrochener Krankenbesuche hört: „Es ist immer noch das gleiche!“

Wie kann sich der moderne Pfarrer gegen die kirchliche Entfremdung der einen und gegen die Gleichgültigkeit der andern wehren? Da das Übel im Prinzip des Gottesdienstes selber liegt, können die vorzuschlagenden Heilmittel es vielleicht lindern, aber nie aus der Welt schaffen. Man überlasse dem Pfarrer völlig die Textwahl, binde ihn an kein Fest und an keinen Gedenktag, stelle ihm auch die textlose Predigt frei. Ja, wenn er einmal statt der üblichen würzenden Geschichtchen und Anekdoten etwas aus dem Altertum erzählen oder von Buddha und Mohammed reden dürfte, vorausgesetzt, daß er etwas davon weiß! Es gibt

auch Pfarrer in der Schweiz oder in den Hansastädten, die von Ibsen oder Nietzsche, von Handelsverträgen und dem russisch-japanischen Kriege in Anspielungen reden, was ja nach kirchenregimentlichen Begriffen eine Freveltat ist. Aber wenn die Predigt ganz zum Vortrag wird, wie z. B. in den freireligiösen Gemeinden, so muß ein homogenes Publikum vorhanden sein, das sich eben nicht bestellen läßt. Und die Konkurrenz mit den außerkirchlichen Vorträgen ist oft hart, ganz abgesehen davon, daß die wenigsten Pfarrer das Zeug zu einer wöchentlichen geistigen Leistung haben, wie sie der Vortrag darstellt. Es wird eben zu viel und zu oft gepredigt und die Predigt selbst geht an ihrem Zwittercharakter, der das Belehrende und Erbauliche vor einem gemischten Publikum verbinden möchte, langsam aber sicher zugrunde. Nur in bewegten Zeiten, wie die der Reformation oder der französischen Revolution, in Kriegs- und Prüfungstagen, wird die Nachfrage dem Angebot entsprechen. Es geht dem protestantischen Gottesdienst wie der Bibel: sie sind in revolutionären Zeiten entstanden, deren Bedürfnissen sie entsprechen, und sollen nun für alle Zeiten gültig sein. Man könnte es verstehen, daß nicht nur die Offiziere, sondern auch die Pfarrer sich Krieg und Pestilenz wünschten, damit man ihrer mehr bedürfe.

Im katholischen Gottesdienst liegt alles ganz anders. Hier ist es Pflicht ihn zu besuchen; der Ritus steht über der Predigt, die durch ihren Ausnahmecharakter, so langweilig sie manchmal ist (man denke jedoch an die Kapuziner- und Pariser Fastenpredigten!), größeres Interesse beansprucht. Alle sind verpflichtet, das gleiche auf die gleiche Weise zu glauben, der Bildungsunterschied spielt also keine Rolle. So ist das Gefühl der Gemeinsamkeit viel stärker entwickelt als unter den zum Glück „eigenbrödlerischen“ Protestanten. Auf die Eintracht und Kirchlichkeit, die Opferfreudigkeit und das Solidaritätsgefühl der

Katholiken von protestantischer Seite vorwurfsvoll hinzuweisen, zeugt von völligem Unverstand des protestantischen Prinzips, das bei gebildeten Leuten und doppelt bei Pfarrern erstaunen muß. Dazu kommt, daß Gott für den Protestanten nicht in Tempeln wohnt, mit Händen gemacht, während der Katholik ihn nur durch den Priester in der Kirche finden kann. Es hatte also seinen guten Sinn, wenn man die protestantischen Gotteshäuser die Woche über geschlossen hielt, denn wir Protestanten halten Gottesdienst überall. Daß man sie nun öffnet, ist einer von vielen Beweisen dafür, daß wir vor einer Renaissance des Katholizismus nach einer Epoche zu starker, kritischer Wissenschaftlichkeit stehen.

* * *

Fraglos steht überhaupt das Institut einer besonderen Geistlichkeit mit dem Prinzip des allgemeinen Priestertums im Widerspruch. Solange aber der Christ nicht ohne Anleitung mit seinem Gott verkehren kann — und das wird vielleicht immer sein — hat der eigens vorgebildete und einer abgegrenzten Gruppe vorstehende Geistliche sein Daseinsrecht. Die Erfahrungen mit kirchlichen Gemeinschaften ohne Vorsteher und ohne studierten Leiter sind recht üble gewesen. Es fehlt ihnen eben die geistige Anregung, die nur der Gebildete geben kann und die in den Theologenkirchen, so ungenügend sie ist, doch auf einer bedeutend höheren Stufe steht. Die Laienansprachen und Gebete, die man ja auch in den demokratischen Staatskirchen findet, sind bei aller Wohlgemeintheit oft zweifelhafter Natur, selten original, häufig den einfachsten wissenschaftlichen Tatsachen Hohn sprechend und mitunter leider auch komisch. Will man also Kirchen haben, so braucht es auch Pfarrer. Nur spreche man das Prädikat „Christ" denen nicht ab, die nach dem Prinzip des allgemeinen Priestertums Gott außerhalb der Kirche in der Natur, im Leben, im Beruf, im Freunde, in der Familie, in der Ein-

samkeit suchen und finden, ohne nach einem besonderen Gottesdienst Bedürfnis zu empfinden, der gar zu leicht den Schein erweckt, als sei es nun abgetan, als gebühre der göttlichen Verehrung nur eine bestimmte Zeit, wie dem Schlafe und der Mahlzeit. Es ist bequem zu sagen, solche Leute dächten überhaupt nicht an Gott (worin das Eingeständnis liegt, daß die Kritiker nur zur festen Stunde sich um ihn kümmern) oder ihr Mangel an Gemeinschaftsbedürfnis sei „unterchristlich".

Man hört ja so oft, daß man sich auch bei einer elenden Predigt doch an Gesang und Gebet zusammen erbauen könne. Man vergißt aber, daß Gesang und Gebet noch viel stärker von unannehmbaren, dogmatischen Vorstellungen durchzogen sind als die Predigt. Was muß man in unseren guten, alten Kirchenliedern nicht alles singend bekennen und in unseren, ja viel stärker modernisierten Gebetbüchern nicht alles erleben! Unter den Gebildeten können sich doch nur ganz gedankenlose Menschen daran erbauen, die das mir unverständliche Gefühl haben, das passive Mitmachen verpflichte zu nichts, wie man es ja leider von hochwürdiger Seite auch beim Apostolikumsstreit („Referenten, nicht Bekenner") hören mußte. Bei Gesang und Gebet rächt es sich wie beim Dogma, daß unsere Väter aus lauter frommer Scheu vor dem Unantastbaren die Formeln so lange zu modernisieren unterließen, bis sie ganz ungenießbar wurden. Von unserer Kirchenmusik, dem einstimmigen, schleppenden Gesang, unter der Leitung eines krächzenden Vorsängers, dem oft gar zu mittelmäßigen Spiel auf zweifelhaften Instrumenten, den zum Teil sehr schönen, zum Teil unerträglichen Melodien will ich hier nicht reden. Genug: die alte Kirche protestantischer wie katholischer Konfession befriedigte ein Bildungsbedürfnis: sie teilte Gedanken mit, pflegte Musik und Malerei, bot dem Auge und Ohr, dem Kopf und Herzen gleich viel. Die Bildung hat sich inzwischen ver-

selbständigt und ist Gemeingut der Laien geworden; sie ist außerhalb der Kirche besser und bequemer zu haben. Und die gesamte Volksbildung stieg in demselben Grade, in dem das von der Kirche gebotene Bildungsmaterial sich verminderte und verschlechterte. Gleichwohl mutet man uns zu, der modernen Kirche so viel Teilnahme entgegenzubringen, wie unsere Vorfahren der alten. Hier liegt der Grund der modernen Unkirchlichkeit und das Unberechtigte der kirchlichen Ansprüche.

* * *

Dem Pfarrer liegen nicht nur Predigt und Seelsorge ob. Er verwaltet auch die Sakramente, zu denen wir die kirchlichen Handlungen der Konfirmation, Trauung und Beerdigung ebenfalls rechnen dürfen. Das Pfarramt ist, wenn es ernst genommen wird, nicht nur das geistig schwerste, es ist auch das vielseitigste und an die Begabung des Trägers die höchsten Ansprüche stellende Amt. Der junge Mann denkt vielleicht beim theologischen Studium vorwiegend an die wissenschaftliche Seite. Nun, wenn er über die nötigen Mittel verfügt und das Glück hat, in seinen Überzeugungen konservativ zu bleiben, kann er ja Dozent werden. Andere denken vorwiegend an die soziale Seite und ihren Einfluß auf die atheistische Arbeiterschaft. Wieder andere an die gebildeten Kreise, denen sie in der Predigt mit ihren literarisch-philosophischen Kenntnissen und ihrer ästhetischen Schulung dienen wollen. Noch andere an Armenpflege und Wohltätigkeit, an Sonntagsschule und Katechismusunterricht, an Volksabende und Bibelauslegung, an Frauenversammlungen und Jünglingsvereine, an Sparkassen und Musikunterricht. Kommen sie ins Amt, so fragt man sie in den seltensten Fällen nach ihrer Spezialbegabung. Es wird vorausgesetzt, daß der junge unerfahrene Mann in allen Sätteln gerecht ist, während er in den meisten Fällen nur eines kann und alles andere, oft mit Widerwillen, noch lernen muß. So

kommt der geschniegelte Hofmann in eine Bauerngemeinde, der Sohn vom Lande als Hilfsprediger in ein Quartier latin. Dann „avancieren" die jungen Pfarrer vom Lande in die Stadt, als wenn diese etwas Höheres und Besseres wäre als jenes. Examensnoten und das berühmte Dienstalter entscheiden mehr als Begabung und Verständnis für die Spezialart ihres Berufs oder der Wunsch der ihren Vikar behalten wollenden Gemeinden. Kein Wunder, wenn es oft den Besten unter dem Talar zu warm wird, wenn der Schmiegsamste, Anpassungsfähigste und schweigend Gehorsame ohne Rücksicht auf seine Gesinnung den Sieg davonträgt.

Ein solcher von seinem Beruf noch begeisterter junger Mann verwaltet nun die Sakramente und besorgt die Kasualien. Die Taufe ist noch das Leichteste. Zwar widerstrebt ihm der Gedanke, daß dieser Akt eine magische Bedeutung habe, daß ohne ihn der kleine Erdenbürger verdammt sei, wenn er gestern gestorben wäre. Von einer „inneren Reinigung" und einer besonderen Gnadengabe und Verheißung Gottes will er auch nichts wissen. Er ist ferner überzeugt davon, daß Jesus selbst niemals die Taufe eingesetzt hat.[1]) Aber er tauft, weil er damit das Kindchen zum Eigentum Gottes stempeln und seinem Dienste weihen möchte — fest davon überzeugt, daß auch ohne diesen Akt Gott sich seiner annehmen wird, daß also im Grunde sein Tun überflüssig ist.

Für die Konfirmation gilt so ziemlich das gleiche. Die Erneuerung des Taufgelübdes ist eine späte, an sich gute Erfindung der Kirche, die aber alsbald zur Routine herabsank. Unter hundert Konfirmanden sind heute fünf-

[1]) Vgl. O. Holtzmann: Jesus Christus und das Gemeinschaftsleben der Menschen. Tübingen, Mohr 1893, SS. 65 ff. — Holtzmann erklärt auch kategorisch, daß Jesus in Nazareth, nicht in Bethlehem geboren sei, und die Majorität der jüngeren Theologenschule ist seiner Ansicht. Was wird da aus den Weissagungen?

zig, die den Ernst ihres Versprechens und die Bedeutung des ihm vorhergehenden Unterrichts nicht verstehn. Zwanzig sind gleichgültig; weitere zwanzig reif genug, um ernstliche Zweifel zu hegen, die der Geistliche oft nicht erfährt und manchmal flüchtig, wenn nicht gar mit einem zornigen „das müßt ihr glauben!“ beschwichtigt. Naturgemäß ist der Konfirmand noch zu unentwickelt und ungebildet, als daß er mit einem „Studierten“ ernstlich diskutieren könnte; und doch ist er manchmal schon zu reif, als daß er die ihm gebotenen Glaubenssätze wie eine Pille unbesehn zu verschlucken vermöchte. Insofern kommt die Konfirmation, je nach der Entwickelungsstufe des Kindes, bald zu früh, bald zu spät. Von Segen könnte sie, wie die kirchliche Trauung, nur dann sein, wenn sie aus völlig freiem Entschluß der Eltern und Kinder hervorginge, wenn sie Ausnahme würde und so viel Willensanstrengung kostete wie heute die Nichtkonfirmation. Möchten die Geistlichen doch wenigstens den Konfirmanden das Bekenntnis freistellen und sie zu einer persönlichen Entscheidung drängen, bei der sie den Abtrünnigen mit ebensoviel Liebe begegneten als den Willigen. Aber das ist vielleicht von beiden Teilen, auch von der Staatskirche und den Eltern zu viel verlangt? Wo aber eine Sitte nicht mehr zu reformieren ist, da hilft nur die offene Auflehnung gegen sie.

Der junge Pfarrer teilt auch das Abendmahl aus. Mag Jesus es nun gestiftet haben oder nicht, er hat sich jedenfalls seinen Vollzug nicht so gedacht, wie er heute gehandhabt wird. Er hat vor allem die sinnlosen Streitereien über die Verwandlung des Leibes und Blutes in Brot und Wein, die heute noch die Gemüter entzweien, nicht vorausgesehen und hätte dann gewiß auf die Aufforderung zur Wiederholung des Mahles völlig verzichtet, ja vor ihr gewarnt — falls sie wirklich von ihm stammt. Der Geistliche kann nicht umhin, bei diesem Mahl brüderlicher Liebe und Gleichheit an seine traurige und beschämend häßliche

Geschichte zu denken, die aus ihm einen Zankapfel und eine Quelle des Hasses und der Mißachtung gemacht hat. Er weiß auch, daß die Gläubigen, die eben in bunter Reihe ernst und bescheiden sich nahen, in einer Viertelstunde einander nicht mehr kennen und gleichgültig ihres Weges gehen, jeder zu seiner Beschäftigung und in seine soziale Kaste wie selbstverständlich zurückkehrend. Er sieht mit Schmerzen von der nicht eben zahlreichen zur Predigt versammelten Gemeinde vor dem Abendmahl drei Viertel sich entfernen, weil es doch „gar zu lange geht" und er fragt sich mit Schrecken, ob dieses Sakrament denn wirklich noch eine Bedeutung und eine Mission habe, ob es einem Bedürfnis entspreche, ob die Teilnehmer in ihm Stärkung und Förderung finden, ob sie die Fernbleibenden an Liebeskraft und Lebensfreudigkeit überragen werden.

Der junge Pfarrer traut auch die Paare. Anfangs voller Eifer und Feuer, möchte er ihnen den Ernst ihres Entschlusses recht ans Herz legen, und er durchlebt mit ihnen wirklich die feierliche Stunde. Dann aber wiederholt sich die Handlung zu oft: er bringt kein Gefühl mehr für sie auf und klagt sich der Kälte und Gleichgültigkeit an. Er empfindet es bitter schmerzlich, daß diese Leute weder vorher noch nachher in seiner Kirche wieder zu sehn sind, daß sie offenbar nur kommen, weil es der gute Ton so will und der Anstoß vermieden werden solle. Er fragt sich auch, mit welchem Recht die Kirche nach alter Gewohnheit den vor ihm Knienden noch das Gelübde abnimmt, das sie gestern schon vor dem Standesbeamten ablegten. Was soll diese Betonung der kirchlichen Macht, nachdem der Staat ihr zum Glück den entscheidenden Einfluß abgenommen hat? Warum maßt sie sich ein Recht an, das sie nicht mehr besitzt, und wozu dient die Komödie des zweimal verlangten Jaworts, die zur Heuchelei und Gleichgültigkeit verleitet? Je tiefer er über diese Fragen nachdenkt, desto nachsichtiger wird er für jene, die in aller

Aufrichtigkeit die kirchliche Weihe verschmäht haben, nicht immer aus Feindschaft gegen Gott, sondern aus dem Gefühl ihrer Überflüssigkeit[1]) und aus Scheu gegen die Einmischung eines Dritten in ihren Bund, dessen Heiligkeit und Tragweite ihnen auch ohne Traurede sehr wohl bewußt ist. Und warum sollte Gott nicht wohlgefällig auf die herabsehen, die das Schaugepränge meiden, von der Untertänigkeit des Weibes im Trauformular und von der Herrschaft des Mannes nichts wissen wollen und ohne kirchliche Einmischung still und treu unter Gottes Augen ihren Weg zu gehn sich vornehmen? Für solche ist freilich auch die Ziviltrauung eine nutzlose Formalität und ein lästiger Zwang, dem gegenüber aber die Konzession an das Bestehende viel leichter gewagt werden kann, sei es auch nur mit Rücksicht auf die Kinder und die unnütze Kraftvergeudung im Kampfe mit der Überzahl, die dergleichen freie Verbindungen nicht verstehn will.

Der junge Pfarrer beerdigt auch. Man ruft ihn in ein Sterbezimmer, das er nie vorher betreten hat, zu Leuten, von denen er nichts weiß. Er soll die Familie trösten, von deren Leben er nichts kennt, und einen Verlust beklagen, der vielleicht keiner war. Er soll am Grabe zu den Umstehenden eine Rede halten, die am Ende gar des Toten Feinde waren und die mit der Uhr in der Hand gleichgültig und ungeduldig der Zeremonie folgen. Er kann sich im Tone gründlich irren und die Gelegenheit, Leuten ans Herz zu reden, die er sonst nie zu sehn bekommt, schlecht benutzen. Er weiß nicht, was er tut, und das Wort bleibt ihm im Halse stecken. Steht er aber am Totenbette eines Frevlers, von lachenden Erben umgeben, die Erlösung von

[1]) Taufen, Trauungen und selbst Begräbnisse vor versammelter Gemeinde haben einen guten Sinn und wären den leeren Kirchen mit dem geputzten Häuflein der Eingeladenen, die oft nur gegen Eintrittskarte im Hause Gottes zugelassen werden(!), vorzuziehen. Aber in unseren großen Gemeinden ist das ja unmöglich.

einer schweren Last auf allen Gesichtern lesend, und weigert er in heiligem Zorne die Teilnahme an einer solchen Komödie[1]), so erteilt ihm seine Behörde einen Verweis, und freche Zungen beschuldigen ihn der Härte und der Anmaßung. Oder er hat Worte des Trostes nach einem schweren Verlust zu den tiefgebeugten Hinterbliebenen zu reden. Aber es ist schon die sechste Beerdigung der Woche, die zweite des Tages.[2]) Er kommt von einer Taufe und einer Trauung, von fröhlichen, ausgelassenen Menschen. Sein Herz bleibt ungerührt, und doch muß er reden. Aber er heuchelt, nur hohle Phrasen fallen ihm ein, und traurigen Blicks scheiden die Betrübten von ihm, der ihnen nichts hat geben können. Ist es seine Schuld, wenn der höchste Beruf, der seinige, zum Handwerk wird, weil sich die gleichen Vorgänge zu oft und in großen Kontrasten aufeinanderfolgend wiederholen? Dieser Schmerz des jungen Seelsorgers ist sein Adelstitel, und sein zartes Herz krampft sich zusammen, wenn er die älteren, hartgesottenen Kol-

---

[1]) Ein Zürcher Pfarrer hat die Amtshandlungen, besonders Taufen, mehrmals verweigert, wo er bemerkte, daß er mit verhärteten, unkirchlichen Leuten zu tun hatte, die er vorher nie sah und nachher nicht wieder sehen würde. Statt diesem Manne um seines Ernstes willen eine Dankadresse zu schreiben, gaben ihm bei seiner periodischen Wiederwahl (ein, in den Städten wenigstens, sehr empfehlenswertes Verfahren) die „Positiven", deren Richtung er vertrat, nur zögernd ihre Stimme, da er „ihr Vertrauen nicht mehr besitze!"

[2]) In den Großstädten pflegen sich die Beerdigungen in einstündigem Abstand zu folgen und die Leichenbitter drängen bei dem Pfarrer und den Leidtragenden auf Kürze und Eile! Kann man ein zerrissenes Herz grausamer martern? Ich kannte einen beliebten Kanzel- und Leichenredner, der eine halbe Stunde vor dem Gottesdienst beerdigte, die Gemeinde, wenn es zu spät war, zwölf Verse singen und die Pferde seines Wagens im stärksten Trabe vom Kirchhof zur Kirche durch die Hauptstraßen peitschen ließ. Er entschuldigte dann die Kürze seiner Predigt von der Kanzel aus mit dem Abfahren seines Zuges um 11.20 Uhr zu einer Trauung im nahen Badeort! Sapienti sat!

legen sieht, die mit größter Gemütsruhe ihr Geschäft verrichten, vor dem Altar der jungen Frau energisch ihre Sklavenrolle klarmachen, um ihr nachher beim Hochzeitsessen schmunzelnd zu versichern, daß nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird; die dann auf den Gottesacker stolzieren und in tragischer Beredsamkeit die Zunge laufen lassen, wie die Bächlein auf den Wiesen, fröhlich mit den Fröhlichen, weinend mit den Weinenden, überall wacker ihren Mann stehend, aber ohne alles Gefühl und mit sehr wenig Gedanken.

Male ich zu schwarz? Oder ist nicht wirklich die Gefahr des Handwerksmäßigen unvermeidlich und die Entwickelung vom schmerzlichen Empfinden ihrer Lage zum Schlendrian und unempfindlichen Gehenlassen die Regel? Das ist ja die Gefahr jeder Organisation. Sie wurde in einer bewegten Zeit geboren, und ihre Formen entsprachen einer tiefgehenden, erregten Stimmung; sie waren der Ausdruck und die Regelung eines starken Empfindens, das Symptom eines Seelenzustandes. Mit der Zeit verliert die Empfindung an Intensität, der Inhalt an Kraft. Die Form aber bleibt, die Organisation besteht fort und sie arbeitet um so sicherer und regelmäßiger, als das Gefühl ihrer Notwendigkeit sich nicht mehr einstellen will. Man klammert sich umso krampfhafter an das Symptom, als es nicht mehr der wahre Ausdruck des Empfindens ist. Es gibt ein geistiges Trägheitsgesetz der Bewegung, wonach das einmal Begonnene auch dann mechanisch sich weiterspinnt, wenn es längst hätte aufhören können. Hat sich eine Sitte oder eine Organisation einmal eingebürgert, so ist es schwer von ihr los zu kommen. Erstarrt und verhärtet, führt sie ein zäheres Dasein als je. Sie vegetiert und ihre Diener fahren fort sie zu pflegen, ohne oft selbst zu bemerken, daß das Leben aus ihr gewichen ist.

Was bedeuten schließlich die Proteste derer, die verhärtet und plump geworden, mit mitleidigem Lächeln auf

die begeisterten und bis ins Innerste von der Verantwortlichkeit ihrer Aufgabe durchdrungenen Kollegen herabsehen und sie mit den Worten trösten, das Unbehagen werde sich schon geben, und in ein paar Jahren sei ihnen wohler zumute. Das sagt auch der Tierbändiger, wenn er den Bären auf der heißen Platte tanzen lehrt. Leider, leider gibt sich diese heilige und nur zu berechtigte Unzufriedenheit in ein paar Jahren meist ganz von selbst. Wo sie sich aber nicht gibt, da überschüttet man den tapferen Mann mit Schmähungen und warnt vor ihm, wie vor einem entlaufenen Verbrecher, statt ihn doppelt zu achten und mit mehr oder weniger lebhaften schamvollen Gewissensbissen zu ihm emporzusehen.

Die Laien wissen das auch ganz gut. Von einem Arzt verlangen sie nicht, daß er an Freud' und Leid ihrer Familie Anteil nehme. Er ist Handwerker, und der unpersönliche Fall, der Erfolg seiner Behandlung interessiert ihn allein. Der Geistliche aber sollte mehr geben können, wird aber durch die Gewohnheit notwendig so abgestumpft, daß er nur eben den Schein von Anteilnahme zu wahren vermag. Oder aber er glaubt seinen Mangel an Mitempfinden durch geistliche Autorität ersetzen zu müssen und tritt als Priester seiner Kirche auf, statt als Bruder und Mensch. Könnte man doch aus dem Protestantismus diesen Rest katholischer Anmaßung verbannen! Wer je einmal erleben mußte, wie ein solcher Barbar einem armen Geisteskranken[1]), einer trauernden Familie ihren Jammer aus ihrer Sündigkeit ableitete, wie er dann, wohlgenährt und kerngesund, einer Sterbenden die letzte Lebenshoffnung wegdisputiert und sie in sanftem Ton mit rosigem Lächeln und grausamen Worten auf das baldige Ende hinweist, der begreift das Grauen so mancher geprüfter Familien vor dem Eintritt des Pfarrers

[1]) Daß die Irrenärzte im Streit mit den Irrengeistlichen in vielen Fällen mit ihren Vorwürfen recht hatten, wird sich schwer bestreiten lassen.

in ihr Heim und versteht sie, wenn der Vater ihm zornig die Türe weist.

Tritt der Geistliche aber nicht als Priester auf, so fragt er sich unwillkürlich bei seinen „seelsorgerlichen" Besuchen: „Was habe ich hier zu tun? Ich bin kein Arzt und kein Krankenpfleger, kein Wohltäter und kein Freund." Und dann versucht er wohl, alle vier Rollen in ehrlichem und sehr anerkennenswertem Bemühen nacheinander zu spielen, redet vom Wetter, empfiehlt eine Arznei, zieht seine Börse, rückt ein Kissen zurecht und hängt an seinen Besuch schließlich ein kleines religiöses Schwänzchen in Form eines kurzen Gebets, damit man doch merke, daß der Pfarrer da war. So tun die Besten unter ihnen und Besseres können sie auch nicht tun.

In gebildeten Familien ist seine Rolle noch schwerer zu spielen, denn die Kinder werden gut erzogen und die Kranken gut verpflegt. Es fehlt an nichts, und der gute Pfarrer darf nicht böse sein, wenn der etwas schwierige Hausherr nach seinem Verschwinden ärgerlich ausruft: „Was will der Mann eigentlich? Und wozu zahle ich Kirchensteuer?" Darum kommen viele nur, wenn man sie ruft, wie die Ärzte. Aber wie lange wird man sie noch rufen, und wie oft ruft man einen, dem es an Erziehung, Bildung und Takt fehlt? Oder sollte der Fall nicht vorkommen?

Schmerzlich muß es für einen berufsfreudigen und feinfühlenden Pastor sein, wenn er sieht, daß man ihn nicht mehr braucht. Die Leute werden ohne ihn geboren und wachsen ohne ihn auf. Oder wenn sie ihn zu kirchlichen Handlungen rufen, spürt er es ihnen ab, daß sie einem lästigen gesellschaftlichen Zwang widerwillig gehorchen, und ist er aufrichtig und tapfer, so rät er ihnen selbst von seiner Mitwirkung ab. Er muß es erleben, daß höchst achtbare Leute ohne ihn auskommen. Daß sie nicht nur ehrlich und treu ihre Pflicht tun, sondern auch religiös

empfinden und bessere Christen sind als die, denen er allsonntäglich das Evangelium der Liebe predigt. Sie grüßen den Pfarrer achtungsvoll und unterhalten sich mit ihm freundlich und interessiert, wie mit einem gebildeten Menschen. Sie kommen nach dem Gottesdienst auch ins Kirchenkonzert, aber sie geben deutlich zu verstehen, daß Pfarrer und Kirche für sie in ihrem eigentlichen Sinne nicht existieren. Manchmal sind es die Besten, die so denken, geistig hochstehende, sittlich und religiös hervorragende Menschen, aber sie sind selbst ihre Priester und Erzieher. Kein Geistlicher segnete ihren edlen Bund. Ihre ungetauften und unkonfirmierten Kinder geraten wohl. Sie wandeln in den Bahnen ihrer Eltern und begraben sie still und traurig ohne geistliches Geleite.

Dem Pfarrer aber wird es wehmütig ums Herz wie jenem Postillon, der zum letztenmal die Fahrt auf der Straße gemacht hat, die ihm morgen die Eisenbahn abnimmt. Es ist ihm zumute, wie jenem Handarbeiter, der zu den erleuchteten Maschinensälen hinaufschaut, wo sein gewissenhaftes Werk nicht mehr geschätzt wird. Man braucht sie alle drei nicht mehr, und doch haben sie fleißig und treu gearbeitet. Ihre Schuld ist es nicht, daß man ihrer nicht mehr bedarf; es ist die Schuld des Systems und der Fortschritt der Welt.

Am Abend liest er in der Zeitung, daß nach längerem Rückgang wieder steigender Andrang zum theologischen Studium sich bemerkbar mache, was offenbar eine Wiedergeburt des religiösen Gefühls und des jugendlichen Idealismus bedeute. Für diese Auslegung des Tatbestandes hat der erfahrene Menschenkenner nur ein trübes Lächeln. Geldbeutel und Versorgung spielen bei einem Beruf, in dem wieder „etwas zu machen ist“, entschieden leider oft mehr mit als innerer Drang und opferfreudige Hingabe.

Schluss.

Es wurde in den obigen Ausführungen mehrmals das Pronomen Wir gebraucht. Man mag darin, je nachdem man dem Verfasser wohl oder übel gesinnt ist, den Plural der Bescheidenheit oder, wie die Römer sagen, der Majestät sehn. Es soll aber doch noch mehr damit gesagt werden. Der Verfasser glaubt in der Tat im Namen mehrerer zu reden, und es bleibt ihm die Pflicht, die Eigenart dieser „Wir" zu charakterisieren.

„Wir" sind gebildete Menschen, d. h. nach dem leider üblichen Sprachgebrauch Leute, die auf den Hochschulen gewesen sind und am Becher der Wissenschaft genippt haben. Wir haben uns auch um die Theologie gekümmert und einige ihrer neueren Publikationen „meist freierer Richtung" gelesen. Wir studierten auch „die christliche Welt" und unterhalten heute noch mit Theologen und kirchlichen Laien freundschaftliche Beziehungen.

Man begegnet leider in den antitheologischen und antichristlichen Schriften unserer Tage so viel persönlicher Polemik und ungerechter sachlicher Beurteilung. Das sollte hier ganz vermieden werden. Es wurden nur Typen gezeichnet, und auch in der schärfsten Kritik sollte immer der Gedanke vorherrschen, daß das uns heute Unannehmbare, das Fehlende wie das Überflüssige, aus seiner Zeit sehr wohl zu rechtfertigen und restlos zu verstehen ist. Aber es sollte bestritten werden, daß eine so sehr stark

historisch bedingte und auf eine bestimmte Epoche zugeschnittene Lehre wie die der Bibel, der Theologie und Kirche unsere Zeit befriedigen könne, als ob es in der Geschichte etwas Absolutes gäbe, das für alle Zeiten gültig sei. Es sollte dem Bedauern Ausdruck gegeben werden, daß die christliche Kultur versäumt hat, in ihr Gewebe wertvolle Fäden aus der Antike zu verschlingen, während sie wertlose mit ihm allzu fest verbunden hat. Es sollte endlich die Erwartung Platz finden, daß die allzu konservative und ängstliche Haltung der Theologie sich rächen muß und daß nur eine Revolution sie und die Kirche retten kann, wenn sie überhaupt noch zu retten sind. Wir wissen wohl, daß viele Pfarrer noch heute in ihrem Berufe glücklich und befriedigt sind, daß sie als aufrichtige Menschen im Kirchendienst verbleiben zu können meinen. Wir wissen auch, daß sie einer großen Anzahl von Gemeindegliedern unersetzliche Dienste leisten. Selbst unter den Gebildeten gibt es solche, die, sonst mit scharfem kritischem Geist begabt, an der Schwelle des Religiösen ehrfürchtig Halt machen und in unbewußter Inkonsequenz sich vor dem Unantastbaren beugen. Urteilen wir aber nicht nach der Quantität, sondern nach der Qualität, so können wir nicht umhin, zu glauben, daß sich unter den der Kirche Entfremdeten die besten Kräfte finden. Es ist ihr nicht gelungen, alle Gleichgültigen abzuschütteln, wird ihr auch bei der staatskirchlichen Form nicht möglich sein. Aber daß sie so viel denkende, religiös empfindende, sittlich achtbare Glieder verloren hat, daß ihre eigenen Diener sich in wachsender Zahl gegen sie wenden, muß sie bedenklich stimmen und an ihrem Werte für die Gegenwart, an ihrer Bedeutung für die Zukunft immer mehr zweifeln lassen.

Was die Dogmatik betrifft, so sind „wir“ nicht minder sorgenvoll. Gewiß empfinden viele Traditions- und Freigläubige das Bedürfnis einer verstandesmäßigen Formulierung ihres religiösen Empfindens in Dogmen. Diese Dog-

men müssen aber elastisch genug sein, um der Entwicklung des religiösen Empfindens zu folgen und seine Mannigfaltigkeit getreu wiederzugeben. Ja das Dogma muß sich noch schneller entwickeln als das religiöse Empfinden, weil es bei der unablässig fortschreitenden Wissenschaft bedeutende Anleihen macht. Wir haben heute noch ein paar Opern, wie die „Zauberflöte", deren Text uns längst unerträglich geworden ist, die aber gleichwohl um ihrer Musik willen fortlebt. Man hat eben zwei Elemente von ungleicher Haltbarkeit zusammengeschweißt, das Unbestimmte, Vieldeutige, mit dem Präzisen und Begrenzten verbunden, so daß ein Riß durch beide Teile geht. Das Dogma befindet sich in seinem Verhältnis zum religiösen Gefühl in gleicher Lage. Es hat sich überlebt, entspricht dem Geschmack und Bedürfnis einer längst vergangenen Zeit, und alle Anstrengungen, es durch Streichungen, Milderungen und Zusätze wieder auf die Höhe der neuen Zeit zu bringen, sind vergeblich und lassen seine Unmöglichkeit nur schärfer hervortreten. So kann nur ein beinahe ganz neues, viel elastischeres Dogma mit völlig anderer Terminologie an seine Stelle treten, das alles Unwesentliche streicht und alles für uns Wesentliche enthält. Ob Theologie und Kirche zu seiner Schöpfung heute noch Mut und Kraft finden werden, möchten wir bezweifeln.

Wenn der „Zauberflöten"-Text oder die R. Wagnersche Nibelungendichterei ganz unerträglich geworden sind, wird man die Musik allein noch mit Genuß hören. Wenn das alte Dogma ganz unannehmbar ist, wird das religiöse Gefühl noch fortleben. Den Fall, daß ein religiös veranlagter Mensch keinerlei dogmatische Bedürfnisse haben könnte, scheinen unsere Theologen nicht vorgesehen zu haben, und doch ist er sehr häufig. In einem diesbezüglichen Streite zwischen einem Genfer Dogmatiker und einem Literatur-Professor hatte jener die Undogmatischen „Mollusken", die Dogmatischen aber „Wirbeltiere" genannt, womit offenbar

die Überlegenheit dieser über jene ausgesprochen sein sollte. Unzweifelhaft ist es ein schönes Zeugnis von Konsequenz und innerer Harmonie, wenn der religiöse Mensch versucht, sein Empfinden und Wollen auch mit den Verstandeskräften durchzuarbeiten und es so erst mitteilbar und gemeinschaftsfähig zu machen. Aber die „Wirbeltiere" vergessen doch, daß es auch ein Großes ist, wenn wir undogmatischen religiösen Agnostiker unsere armseligen Formeln für Gott zu klein finden, wenn uns davor bangt, Ihn in seiner ganzen Erhabenheit und Unerforschlichkeit zu fassen.

Nein, „wir" sind der Meinung, daß wir Gott dann am adäquatesten verstehn, wenn wir auf jede Formel verzichten. Was soll denn heißen, Gott sei „persönlich", wenn der Analogien zwischen seiner allmächtigen, allwissenden, allgegenwärtigen, allguten Persönlichkeit und unserer Ohnmacht, Blindheit und Sünde so wenige sind, daß das Wort seinen Sinn verliert? Wir lieben das Dunkel im Heiligtum und den Schleier über Gottes Antlitz. Wir schauen demütig zu Boden und zwingen uns nicht, mit unserem kurzsichtigen Blick anmaßend das Unerfaßliche zu begreifen und zu beschreiben. Verzichten wir auf unsere Verstandeskräfte, so suchen wir Gott um so intensiver in unserem Fühlen und Wollen, so strecken wir um so sehnsüchtiger die Arme aus nach dem unerforschlichen Vater, den wir aus der Ferne anbetend still verehren, bis er uns, die unwürdigen, schwachen Kinder, endlich liebend ans Herz zieht.

DH1.

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.

Von

Eduard Platzhoff-Lejeune

sind früher erschienen:

Ernest Renan Ein Lebensbild

[Männer der Zeit IX]

200 S.

Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50

Berlin H. Seemann Nachfolger 1900

Ernst de Lagarde

[Moderne Essays 25]

35 S. 50 Pfg.

Berlin Gose & Tetzlaff 1902

Werk und Persönlichkeit

Zu einer Theorie der Biographie

268 S.

Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50

Minden i. W. J. C. C. Bruns 1903

Lebenskunst

Zwölf Studien aus dem Vorhof der Philosophie für Gebildete

150 S. Mk. 1.80

Stuttgart Strecker & Schroeder 1905

Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker) in Giessen

Francis G. Peabody

Professor an der Harvard-Universität in Cambridge

in autorisierten Übersetzungen von E. Müllenhoff:

Jesus Christus und die soziale Frage

Geheftet 5 Mark — Gebunden 6 Mark

Der Charakter Jesu Christi

fein geheftet 60 Pfennige

Die Religion eines Gebildeten

Geheftet M. 1.50 — Gebunden M. 2.20

Die Predigt im 19. Jahrhundert

Kritische Bemerkungen und praktische Winke

von

1903 **Paul Drews** 1 Mark

Wie predigen wir der Gemeinde der Gegenwart?

Ein Konferenzvortrag

von

1904 **Walther Wolff** 1 Mark

Der anhängende Verlagsbericht
sei besonderer Beachtung empfohlen.

C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.